

FRIEDRICH KAINZ
DEUTSCHE SPRACHDEUTUNG

I. Einleitung

Der im Titel verwendete Begriff läßt mehrere Sinnerfüllungen zu, die es einleitungsweise zu klären gilt, ehe an eine Darstellung der unter diesem Leitgesichtspunkt vorgenommenen Leistungen herangegangen werden kann.

Die erste Sinnerfüllung sehen wir in dem, was man mit zusammenfassendem Schlagwort als patriotische Sprachdeutung bezeichnen könnte. Als solche hätten wohl die deutschgesinnten Mitglieder der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts ihre Bemühungen verstanden wissen wollen, die auf Herausstellung der Vortrefflichkeiten und auszeichnenden Besonderheiten des Deutschen gingen. Wenn J. G. Schottel in seiner „Teutschen Sprachkunst“ (1641) eine Lobrede hält auf die „uhralte Hauptsprache der Teutschen“ und dieser dann eine ausführliche Grammatik widmet, so kam hier — der Begriff der „Hauptsprache“ drückt das bereits aus — der Stolz auf die völkische und sprachliche Ursprünglichkeit der Deutschen gegenüber den Mischvölkern und abgeleiteten Sprachen zum Ausdruck; der Erweis dieser Abstammungsursprünglichkeit wurde am sprachlichen Stoff zu führen unternommen. Zweifellos eine Zielsetzung, die den Namen einer deutschen Sprachdeutung verdient, aber keineswegs die einzige. Zunächst wird daraus deutlich, daß zu der wissenschaftlichen Arbeit, die deutsche Sprachgelehrte an ihre Muttersprache wenden, noch etwas hinzukommen muß, ein methodisches, weiters ein Gesinnungsmoment, damit von deutscher Sprachdeutung in echtem Sinn die Rede sein kann. Denn es gab ja lange Zeit hindurch eine deutsche Grammatik, die die deutsche Sprache zur Gänze mit einem dem Griechischen und Lateinischen entnommenen Stammbegriffsgefüge zu bewältigen suchte und damit wesensfremde Leitgesichtspunkte an sie herantrug. Bereits Adelung sah diesen Verfahrensmangel, wenn er seine Arbeit der früherer Grammatiker nachdrücklich entgegenstellte und erklärte, diese hätten nur Kopien der lateinischen Grammatik gegeben, er indes suche das Wesen der deutschen

Sprache in ihr selbst auf. Die Bezeichnung „deutsche Sprachdeutung“ ist erst da wieder am Platz, wo die an die Muttersprache gewandte Forschungsarbeit gewillt und imstande ist, nicht nur die eigenartige Sprachstruktur des Deutschen, sondern auch die in ihr beschlossenen Sonderwerte deutscher Art zu erfassen. Ausgangserkenntnis für solche Bemühungen ist die Überzeugung, daß — wie jede Sprache Ausdruck und Werk, andererseits Mitgestalterin der hinter ihr stehenden völkischen Geistigkeit ist — auch die deutsche Sprache als beredete Kunderin des geistig-seelischen Eigenwesens der sie tragenden Volkheit gelten kann. Ein Meister deutscher Sprachgestaltung verdient nur genannt zu werden, wer seine schöpferische Eigenart mit den der deutschen Sprache inwohnenden Stilgesetzen in Einklang zu bringen weiß. Neben diesem Schöpferium steht in bezug auf die Sprache ein wissenschaftliches Deutertum, in welchem sich volkhaft-eigenartige Geistigkeit gleichfalls kennzeichnend und werthaft auszuwirken vermag. Ein Meister deutscher Sprachdeutung ist somit derjenige, der, auf der Höhe sprachlicher und sprachwissenschaftlicher Bildung stehend, das Eigenwesen der deutschen Sprache nicht nur zu erfüllen und zu erleben, sondern auch begrifflich zu formen und für die Einsicht anderer überzeugend herauszustellen imstande ist, wobei ihm aus seiner deutschen Auffassung von der Sprache Entdeckungen an ihr gelingen, die von anderen Leitgesichtspunkten aus nicht zu machen waren.

Und damit sind wir bei einer dritten Sinnerfüllung des in Rede stehenden Begriffes. Neben die patriotische und deutschbewußte Beschäftigung mit der Muttersprache, deren Eigenart und Sonderwerten tritt ein Bearbeiten fremder Sprachen oder „der“ Sprache schlechthin, und auch hier ist eine wissenschaftliche Einstellung zur Sprache möglich, welche die Anwendung der Bezeichnung „deutsche Sprachdeutung“ auf sich rechtfertigt: eine Musterung dieser Kulturerscheinung von deutschen Betrachtungsgesichtspunkten aus und ihre Bewältigung mit den Kategorien eines deutschen Denkstils. Hamann und Humboldt waren nicht germanistisch eingestellt; ihr Forschungsgegenstand war „die“ Sprache oder eine vergleichend erfaßte Reihe meist primitiver Sprachen. Und doch ist in beiden Fällen eine als charakteristisch deutsch zu bezeichnende Sprachdeutung am Werk: die beiden großen Geister erbringen Leistungen, die sie nur als Deutsche schaffen konnten, die von anderen nationalen Aspekten aus nicht zu gewinnen gewesen wären. Kein Franzose hätte in

der Weise Hamanns an die Sprache und die hier beschlossenen Urprobleme herantreten können, kein Engländer das Wesenhaft-Kennzeichnende des Humboldtschen Lebenswerks zu schaffen vermocht.

Im einzelnen darzulegen, worin diese besondere deutsche Sprachauffassung besteht, ist hier schon aus Raumgründen unmöglich; denn das hieße den deutschen Geist in Philosophie und Einzelwissenschaft deutlich machen, deutschen Denkstil und deutsche Wissenschaftsgesinnung aufweisen, desgleichen die Auswahlgrundsätze, mit denen der deutsche Forscher an die Welt der Tatsachen und der Erfahrungen herantritt. Aber einiges Grundlegende und Grundsätzliche muß über diesen Fragenkreis doch gesagt werden, und zwar schon einleitungsweise. Ohne in den Fehler zu verfallen, in vereinfachender Weise einen Dauerfranzosen zu konstruieren, wird man gleichwohl imstande sein, gewisse durchgehende Züge — mathematisch gesprochen: gewisse „Invarianten“ und „Konstanten“ — im Bereich des französischen Denkens aufzuzeigen. Wenn man den von Descartes in besonders reiner und überzeugender Ausprägung vertretenen Rationalismus und den Positivismus Comtes als typische und bodenständige Erzeugnisse französischer Geistigkeit bezeichnet, so hat man dabei das im Auge, worauf wir hinauswollen. Das nämliche wird hinsichtlich des englischen Denkstils deutlich, wenn man die Erfahrungsphilosophie der englischen Empiristen betrachtet, die — mit Ausnahme des irischen Erkenntnistheoretikers und Metaphysikers Berkeley — weit mehr Assoziationspsychologen waren als eigentliche Philosophen. Gegenüber dem Rationalismus der Franzosen und dem Empirismus der Engländer haben die deutschen Denker des 18. Jahrhunderts mit ihrer Vereinigung von Vernunft- und Erfahrungsphilosophie, wie sie in Kants kritischem System vorliegt, sowie in dem genialen Intuitionismus der Gefühlphilosophie der Deutschen Bewegung wahrhaft Neues und Zukunftsträchtiges einzusetzen, das nicht nur die Entwicklung des Denkens im allgemeinen weitertreibt, sondern auch speziell für die Sprachbetrachtung fruchtbar wird. So kommt es etwa zu Einfühlungsleistungen in das Leben der als Organismus gefaßten Sprache, wie sie dem analytischen Denken des Aufklärungsphilosophen verschlossen waren. Der statisch-starre Rationalismus wird abgelöst durch einen neuen Sinn für Dynamik, für den Fluß der Dinge, für Werden und Entwicklung. K. Siegel gewinnt in einprägsamer Gegenüberstellung von Descartes und Leib-

niz die Überzeugung, daß sich im Werk des Letzteren deutscher Geist kennzeichnend offenbare und eine umfassendere, tiefere Weltanschauung vermittelt werde, als sie der französische Philosoph bieten kann, dessen Werk hingegen wiederum für den französischen Geist typisch ist. Diese Ausführungen dürfen nicht mißverstanden werden. Folgerechte Verstandestätigkeit, eindringende Zergliederung, scharfe Begriffskritik und diskursives Denken hat es in der deutschen Wissenschaft seit jeher genau so gut gegeben wie in jeder anderen. Und dennoch kann man sagen, daß einseitig-extremer Rationalismus und Intellektualismus dem deutschen Wesen weniger gemäß sind als andere wissenschaftlichen Einstellungen. Kommt eine solche Richtung einmal nach Deutschland, so erfährt sie durch das Medium der deutschen Geistigkeit alsbald eine kennzeichnende Brechung und Abwandlung. Ähnliches gilt auch für die Auswahlgrundsätze stofflicher Art. Aus dem Themenkosmos, der der gleiche ist, wo immer die Kulturerrscheinung Sprache zum Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung gemacht wird, greift die deutsche Sprachdeutung bestimmte Probleme heraus, für die vor allem sie sehend geworden ist und in deren Bearbeitung sie anderen Nationen vorangeht.

Auf weitere Sinnerfüllungen unseres Titelbegriffs braucht hier nur kurz hingewiesen zu werden, teils weil sie weniger charakteristisch, teils weil sie in den aufgezählten Sinnerfüllungen im wesentlichen bereits mitenthalten sind. Ein bekannter Kunstgeschichtsschreiber, der als Helden und Schöpfer der von ihm geschilderten Kunst das deutsche Volk nennt, bezeichnet diese von ihm geübte Kunstbetrachtung ausdrücklich als deutsche. Diese Betrachtungsweise läßt sich sinngemäß auch auf die Sprache übertragen, und unter deutscher Sprachdeutung wäre dementsprechend eine solche zu verstehen, die Artgesetzlichkeit und Sonderwesen der deutschen Sprache zu verstehen sucht aus der seelisch-geistigen Struktur des deutschen Volkes, das als Schöpfer und Gestalter dieser Sprache gefaßt wird. Schließlich könnte man — das wäre die umfassendste Sinnerfüllung des Titelbegriffs — hierher zählen, was große Deutsche in der Betrachtung der Sprache geleistet, durch welche entscheidenden Entdeckungen sie die zwischenvölkische Forschung vorwärtsgetrieben haben. Da könnte man etwa verweisen auf die Begründung oder maßgebende Förderung der modernen, d. h. über W. Jones hinausgehenden vergleichenden Sprachwissenschaft durch F. Schlegel, Bopp, Schleicher, Pott u. a. Das soll hier indes nicht geschehen. Wir be-

schränken uns darauf, für die erwähnten prägnanteren Zielsetzungen einige überzeugende Belege beizubringen, die uns die Geistesgeschichte der Deutschen Bewegung und die von ihr so nachhaltig angeregte Sprachbetrachtung zur Verfügung stellt.

II. Hamann und Herder

Ein geschlossenes, systematisches Werk sprachtheoretischen Inhalts hat J. G. Hamann nicht geschrieben, aber Fragen dieser Art standen zeitlebens und unablässig im Mittelpunkt seines Interesses; und dieser bahnbrechende Geist, der Begründer der Gefühls- und Glaubensphilosophie, hat durch eine Reihe genialischer Einfälle die philosophische und philologische Beschäftigung mit der Sprache mächtig angeregt. Von diesen Aphorismen, die sich nur gelegentlich und für kurze Strecken zu zusammenhängenderen Ausführungen verdichten, kann man wohl sagen, daß die hier fruchtbar gewordene ahnende Ganzerfassung den zum Seher gewordenen Denker über die Einsichten des Intellekts hinweg unmittelbar mit dem Wesensgeheimnis der betrachteten Sache, in unserm Fall also der Sprache, verbindet. Diese Einfälle und Andeutungen enthalten hin und wieder Grundsätze von allgemeinsten und entscheidendster Bedeutung, die in der Weiterführung durch Herder und die Romantik erstaunliche Fruchtbarkeit zu entfalten vermochten. Es trifft daher nicht völlig zu, wenn mehrfach behauptet wurde, in der Geschichte der allgemeinen Sprachwissenschaft bildeten Hamanns orakelhafte Einfälle letzten Endes kaum viel mehr als eine wunderliche und für die Entwicklung der eigentlichen Wissenschaft ziemlich belanglose Episode. Zunächst erbringt schon der in den „Kreuzzügen eines Philologen“ und den „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ aufgenommene Kampf gegen die Engen und Unzulänglichkeiten des mehr und mehr verflachenden aufklärerischen Zeitgeistes allerhand verdienstlich Neues, das auch der Sprachbetrachtung zugutekommt; das nämliche läßt sich von der „Aesthetica in nuce“ sagen, dem frühesten und wirkungsvollsten Manifest des Sturm- und Dranggeistes. Man darf nicht vergessen, daß Herder, mag er auch später in entscheidenden Punkten seiner Auffassung vom Sprachursprung zu der des Magus in Gegensatz getreten sein und sich auch sonst über ihn hinausentwickelt haben, eben doch Schüler Hamanns ist und manche neue und verdienstliche

Äußerung in den „Fragmenten“ und den „Kritischen Wäldern“ ohne Hamannsche Anregung nicht denkbar gewesen wäre.

R. Unger vermochte mehrfach darzutun, daß Hamanns Sprachtheorie trotz ihrem Feldzug gegen aufklärerische Denkgesinnung von gewissen rationalistischen Engen nicht völlig loskommt. Dennoch überwiegt das Neue und Zukunftsvolle bei weitem. Den Ansprüchen, mit denen die Deutsche Bewegung an die Sprache herantrat, tut Hamann genug mit seinen Bestimmungen vom emotionalen Ursprung der Sprache. Sprache ist kein Erzeugnis des Denkens und des Verstandes, in ihr bekundet sich vielmehr die Schöpferkraft des Gefühls: Poesie ist älter als die Sprache des Verstandes. Seine „Aesthetica in nuce“, diese „Rhapsodie in kabbalistischer Prosa“, ist erfüllt von genialen Visionen, die zu erstaunlich fruchtbaren Einsichten werden, sobald man über ihre barocke und absonderliche Form zum eigentlich Gemeinten vorstößt: Poesie als Muttersprache des menschlichen Geschlechtes, das höhere Alter der Gleichnisse gegenüber den logischen Schlüssen, die Rolle des sprachlichen Bildes für die primitive Geistigkeit und solche, die durch starke Erregung auf eine primitivere Stufe zurückgeführt wird, das sind einige der hier geäußerten zukunftsreichen Gedanken. Bild und Metapher sind keine rhetorischen Kunstprodukte, sondern genetische Urtatsachen der menschlichen Rede. Die dichterische Sprache nähert sich daher mit ihrer Bildlichkeit atavistisch früheren Sprachzuständen. Oder wenn wir da in der eben erwähnten Schrift in wortspielhafter Kurzformulierung folgenden Gedanken finden: „Reden ist Übersetzen — aus einer Engelsprache in eine Menschensprache, d. h. Gedanken in Worte — Sachen in Namen — Bilder in Zeichen“, so erschließen diese ausrufartigen Satzbrocken bemerkenswerte Erkenntnisse denkpsychologischer Art über das Verhältnis von Denken und Sprechen, die Rolle der Zeichen usw.; man braucht nur dem, was Hamann damit gemeint haben kann, nachzugehen und das knapp Angedeutete auszuführen. In einer sich anbahnenden ganzheitlichen Schau gelingt ihm die Erfassung manchen Zuges eines geahnten neuen Wesensbildes der Sprache, von dem aus er bestimmte bislang nicht genügend gewürdigte Urtatsachen des Sprachlebens — so etwa gerade Metapher und Bildlichkeit, in denen etwas Wesenhafteres und Urtümlicheres gesehen wird als poetischer Redeschmuck — überraschend neu zu bewerten und zulänglich einzuordnen vermag. Auch hier ist der Sinn für Entwicklungserscheinungen lebendig. Zu den Anfängen

der Kultur dringt Hamanns Auffassung der Sprache als Urdichtung vor. Was er in Form ahnender Andeutungen über das Wesen der Ursprache und die Struktur sprachlicher Frühzustände vorträgt, diese Entdeckung der dunklen, nächtlichen und mütterlichen Schichten unseres Wesens hat nicht nur die Romantik befruchtet, sondern auch — wie E. Rothacker nachweist — bis auf die Gegenwart gewirkt, wo L. Klages und C. G. Jung diese Gedanken weiterführten.

Hamanns Ansichten über die Sprache sind nicht einheitlich, ja, es fehlt nicht an schroffen Widersprüchen und gegensätzlichen, einander aufhebenden Äußerungen. Dabei ist indes merkwürdig, daß das der anregenden Wirkung seiner Gedanken nicht geschadet hat: die auf ihn folgende Erörterung dieser Fragen wird in verschiedenen Entwicklungsabschnitten durch das von ihm geäußerte Für und Wider gefördert. Die Sprache ist nach ihm eine geistige Welt, das Abbild der Welt im Bereich des Geistes, anderseits eine symbolische Form oder ein Gefüge von Zeichen. Gelegentlich werden Sprache und Vernunft in eins gesetzt, dann wieder wird die Sprache als das Werkzeug der geistigen Tätigkeit bestimmt, das die ohne sie gewonnenen Inhalte auszudrücken und zu vermitteln hat. Freilich ist Hamann gerade hier um Vermeidung rationalistischer Engen bemüht. Eine Ausbildung des Verstandes ohne Mitwirkung der Sprache ist unmöglich; das betont schon eine frühe Jugendschrift, das „Lateinische Exercitium“ von 1751, wo von der unerläßlichen Mitwirkung der Sprache an der Ausbildung der geistigen Fähigkeiten und Tätigkeiten in ahnender Andeutung die Rede ist. Besonders fruchtbar scheinen für die Folgezeit zwei Gedankengänge Hamanns gewesen zu sein, mit denen er zum Werk Kants kritisch Stellung nimmt. Das sind die Ansätze einer philosophischen Wesenslehre der Sprache (einer Sprachmetaphysik) und die Anfänge einer Sprachkritik, mit denen er etwas unternimmt, was Kant zu geben unterlassen hatte. In bezug auf die Trennung von Sinnlichkeit und Verstand, eine der Grundfesten, auf denen das Gefüge der Kantschen Philosophie ruht, verweist Hamann auf die Sprache als die ursprüngliche Konkretheit beider. In stets von neuem aufgegriffenen Erörterungen des Verhältnisses von Sprache und Vernunfttätigkeit wird der keineswegs immer fördernde, sondern oft zu Unklarheiten, Irrtümern und Verwirrungen Anlaß gebende Einfluß der Sprache auf das Denken nachgewiesen. Unger hat zu zeigen vermocht, daß Hamann für sich das Verdienst beanspruchen kann, als erster in Deutschland diese wichtige Frage, die der Auf-

klärungsphilosophie so gut wie völlig entgangen war, behandelt zu haben.

Was die Lesung Hamannscher Schriften, die zufolge der hier vorhandenen dunklen Anspielungen, der durchaus privaten Bedeutungserfüllung vertrauter Worte und der so häufigen Neubildungen nicht immer leicht fällt, doch zu einem überaus anregenden und gewinnbringenden Studium macht, ist der Umstand, daß immer wieder erstaunlich fruchtbare Gedanken auftauchen, deren Ertrag erst heute voll ausgewertet zu werden vermag. Da finden wir etwa — um ein einziges Beispiel herauszugreifen — in einer der kritischen Schriften, die der Magus der Sprachursprungslehre Herders widmet, die Ansicht, die Urwörter wären weder Haupt- noch Zeitwörter gewesen, sondern hätten wohl die Bedeutung ganzer Sätze gehabt — eine Ansicht, die wesentliche Erkenntnisse der ganzheitstheoretischen Sprachursprungslehre unserer Tage vorwegnimmt. Solche aufblitzenden Intuitionen zukunftsweisender Art findet man bei Hamann in großer Zahl (viele davon ist bei Unger zusammengestellt). Beschäftigt sich Hamann vornehmlich mit der Sprache im allgemeinen, so ist er doch auch für die Sonderanliegen des Deutschen sehend geworden. In verschiedenen grammatischen und orthographischen Schriften wendet er der Muttersprache philologische Aufmerksamkeit zu, und nicht selten kommt es dabei, obwohl hier zumeist von Randerscheinungen ausgegangen wird, zu bedeutsamen grundsätzlichen Erörterungen. So treffen wir z. B. in der „Neuen Apologie des Buchstabens h“ eine nachdrückliche Stellungnahme gegen Erscheinungen, die die sprachliche Einheit Deutschlands zu gefährden geeignet sind. Der später bei den Romantikern und bei Grimm so wache Sinn für den naturgewachsenen Organismus der Muttersprache regt sich bereits bei Hamann, wenn er gegen gewaltsame Verbesserungsvorschläge Campes grundsätzliche Bedenken erhebt. Auch auf diesem Gebiet zeigt er sich als Feind aufklärerischer Gleichmacherei. Aus dem umfassenden Fragenkreis, den man mit dem Schlagwort „Nationalstil“ bezeichnen kann, hebt er bereits manches, was für die Folgezeit wichtig wird, mit aller Entschiedenheit hervor. In den „Vermischten Anmerkungen“ erörtert er das später immer wieder aufgegriffene Problem der Stellung der Worte im deutschen Satz und zeigt — was Herder in den Literaturfragmenten dann aus- und weiterführt — daß zufolge des deutschen Satzbaugesetzes möglichen Inversionen allerhand stilistische Vorteile mit sich führen, die anderen Sprachen ver-

geschlossen sind. Ein Feind leerer Glätte und Regelmäßigkeit, öffnet er den Dichtern des Sturms und Drangs die Augen für die schönheitlichen Werte poetischer Kühnheit, wie denn sein eigener erregter, auf leidenschaftlichen Ausdruck gestellter Stil für besonderheitlich deutsche Werte der Sprachgestaltung sehend macht, die einer an französischen Mustern geschulten Aufklärungsstilistik unzugänglich waren. Hier wird dann auch seine Erkenntnis wichtig, daß die geistige Entwicklung eines Volks und die Entwicklung seiner Sprache aufs genaueste zusammenhängen: „In der Sprache jedes Volkes finden wir die Geschichte desselben.“ Die romantischen Bestrebungen der Sprachcharakteristik werden angeregt durch seinen Gedanken des „Naturells“ oder des „Genies“ der einzelnen Sprachen: dieser zunächst mehr geahnten als klar gesehenen Wirkungsgestalten gelte es mit wissenschaftlichen Erkenntnismitteln habhaft zu werden. Das „Genie“, dieses Eigenwesen einer Sprache, fällt nicht mit den Regeln der Grammatik zusammen: es stellt einen Bereich höherer Formgesetze dar. Jede Sprache hat eigene Ausdrucksformen (Idiotismen), die für sie kennzeichnend sind und aus ihrer innersten Gesetzlichkeit erwachsen. Diese Empfänglichkeit für die Werte des Nationalstilistisch-Eigenartigen verbindet sich mit einer Hochbewertung aller sprachlichen Eigentümlichkeiten, des individuellen Persönlichkeitsausdrucks im Stil des einzelnen Schreibers, dann aber auch des Provinziellen und Mundartlichen, das sich im Rahmen der übergeordneten Eigenheiten des sprachlichen Nationalstils zur Geltung bringen darf und soll. Hamann wacht über die sorgsame Pflege unserer „ehrwürdigen Muttersprache“, zugleich aber sieht er Stil im Wertsinn nur dort gegeben, wo der Schreiber seine „Individualität in jedes Punktum und Periode“ wirken läßt. Der Stil der Sprache und der des Schreibenden müssen in schöpferischer Eigenart zur Geltung kommen. Weil nun jede Sprache ihr individuelles Gesetz hat, ist das schablonenhafte Übertragen des vom Lateinischen abgezogenen grammatischen Systems auf alle möglichen Sprachen zu verwerfen. Dieses lebendige Gefühl für das Individuelle an einer Sprache führt ihn zur Annahme einer Übereinstimmung zwischen der besonderen Organisation der Sinnes- und derjenigen der Sprachwerkzeuge eines Volks. Die Sprache formt die Angehörigen der sie sprechenden Volksgemeinschaft selbst in physiognomischer Hinsicht. Aber auch in höheren Bereichen bestehen unauflösliche Zusammenhänge zwischen der Sprache und der nationalen Geistigkeit. Dergestalt gewinnt die

vorherrschende Interessenrichtung einer Volksgemeinschaft Bedeutung für die Entwicklung ihrer Sprache. Durch Übernahme fremder Denkstile und -richtungen vermag die Sprache eines Volks geschädigt zu werden. So hat die Aufklärung auf die deutsche Sprache ungünstige Wirkungen ausgeübt: sowohl durch die damals sich häufenden oberflächlichen Übersetzungen aus dem Französischen, wie auch durch die deduktive Begriffsscholastik des Rationalismus. Wenn Sprachforscher unserer Tage behaupten, die Sprache eines Volks enthalte die vorgeformte Weltanschauung dieser Gemeinschaft, so schließen sie sich damit an Formulierungen Humboldts an, die letzten Endes auf Hamann zurückgehen, der den Einfluß der Sprache auf die Denkungsart immer wieder betont hat. Die Macht der Sprache über die Gedanken wird dargelegt an dem Gegensatz zwischen der Freiheit des seine Muttersprache gebrauchenden und der Gebundenheit des in fremder Sprache schreibenden Denkers. Auf Kraft und Reinheit des Deutschen wird Wert gelegt; von hier aus kommt Hamann zu dem in der Folgezeit mit solcher Leidenschaft aufgegriffenen Gedanken einer Stärkung unserer Muttersprache durch Erneuerung alten Sprachguts. In glücklicher Zusammenfassung, der wir hier folgen wollen, hat Unger die durchaus deutsche Ausrichtung von Hamanns Kunstgesinnung und seiner damit eng zusammenhängenden Sprachauffassung dargetan. Gegenüber der abstrakt-formalen Ästhetik des romanischen Pseudoklassizismus, welche die Schönheit in unpersönliche Regelmäßigkeit und gleichförmige äußere Glätte setzt, vertritt Hamann die germanische Auffassung, wonach nur die mit eigentümlichem Lebensgehalt erfüllte oder vielmehr von diesem zu seinem Ausdruck geprägte Form ästhetischen Wert besitzt. Damit wird er ein erster großer Vorkämpfer des charakteristischen Schönheitsbegriffs, mit dem untrennbar die ästhetische Würdigung des Individuellen verbunden ist. Von hier aus versteht man sein Widerstreben gegen die nivellierenden Tendenzen, die der Rationalismus auch auf das sprachliche Gebiet übertragen hatte, sowie seinen Kampf gegen die aller Eigenart, ursprünglichen Kraft und freien Entwicklung der Sprache feindliche Regelsucht der aufklärerischen „Sprachkunst“, der er seine Ansicht gegenüberstellte: die bloß formale Glätte einer Sprache „entzieht ihrem Reichtum; eine gar zu gefesselte Richtigkeit ihrer Stärke und Mannheit“. Stil ist in allen Fällen mehr als geschmackvolle „Wohlredenheit“. Mit Hamanns Stilbegriff hängt sein Geniebegriff — gleichfalls eine durch-

aus deutsche Prägung — organisch zusammen. In der Schreibart als dem treuesten Spiegel der Persönlichkeit offenbart sich das Genie am unmittelbarsten. Über alle Regeln und Vorschriften des Geschmacks hinaus bringt das Genie seine Eigenart schöpferisch zum Ausdruck. In dieser Genielehre fassen sich Hamanns ästhetische Überzeugungen auf Grund seiner symbolischen Welt- und Sprachansicht einheitlich zusammen. Wo westisches Darbietungsmenschen-tum sich in sprachlicher Gestaltung und künstlerischem Schaffen gern und freiwillig unter die anerkannten und allgemein gebilligten Spielregeln des Geschmacks beugt, da bringt nordische Sprach- und Kunstgesinnung allem Regelhaften gegenüber ihr Eigenwesen frei, ja trotzig und eigenwillig zur Geltung. Originalität und Individualität, schöpferische Freiheit, Kraft, Leidenschaft, der ganze Mensch mit all seinem elementaren Besitz an Stelle des bloßen Verstandeswesens in ihm: das sind einige der Leitforderungen, mit denen Hamann einem mehr und mehr sich vereinseitigenden und verflachenden Rationalismus gegenüber die Ansprüche einer neuen Zeit anmeldet und durchsetzt. Daß sich in seinem Denkstil, seinem „Auf-ruf des Geistes gegen die Formeln, Worte und Buchstaben des Humanismus“ sowie seiner Sprachauffassung und seiner eigenen Sprachbehandlung — in denen ihn nach Nadlers Erweis mancher Wesenszug mit dem Philosophus teutonicus Jakob Böhme verbindet — Merkmale bekunden, die als kennzeichnend deutsch angesprochen werden müssen, wird auch der zugeben, der nicht geneigt ist, die Aufgaben deutscher Denkarbeit auf die Möglichkeiten und Verfahrensweisen einer irrationalistischen Gefühls- und Glaubensphilosophie zu beschränken.

Zu den größten Leistungen der Hamannschen Sprachbetrachtung gehört es, daß sie imstande war, Herder nachhaltige Anregungen zu vermitteln. Die zentralen Anschauungen des Magus treten auch bei ihm in den Mittelpunkt, wengleich er sie mehrfach so weitgehend umbildet, daß sich sein Meister zu scharfem Widerspruch genötigt sah. Die methodischen Ausgangspunkte sind indes — zumindest in der ersten Zeit Herders — mit den Hamannschen wesenseins. Der Verstand kann nicht alles leisten, das Lebendige läßt sich durch begriffliche Arbeit nicht zur Genüge bewältigen, alles Geistige kann nur aus dem Ganzen der menschlichen Natur verstanden werden, da es organisch in diese eingebettet ist und aus ihr erwächst. Die maßgebenden Gedankengänge, die Hamann in den Dienst des Kampfes

gegen den aufklärerischen Zeitgeist gestellt hatte, werden von Herder weitergeführt. Er leitet den überschwenglichen Irrationalismus in das Bett des deutschen Frühidealismus, andererseits beseitigt er zunehmend die bei Hamann noch nicht zur Gänze ausgeschalteten Reste aufklärerischer Geisteshaltung. In folgerechter Fortsetzung des vom Magus Erstrebten überwindet er den rationalistischen Denkstil an zwei entscheidenden Punkten. Die einseitige Verstandesherrschaft wird gebrochen, das Gefühl und weiterhin — zumindest in Ansätzen — das, was man heute als die Schicht des Vitalen und Vegetativen bezeichnet, zur Geltung gebracht; verfahrensmäßig wirkt sich das aus in einer Ersetzung des analytisch-diskursiven durch ein emotionales Denken sowie durch ahnende Ganzerfassungen. Zum ändern wird der ungeschichtliche Sinn, die statische Betrachtungsweise der Aufklärung überwunden durch ein Sehendwerden für die Fragen der Entwicklung und die Dynamik des Werdens. Herder unternimmt es, im Sinn dieser geschichtlichen und genetischen Auffassung den Entwicklungsgedanken nicht nur im Bereich der Natur, sondern auch in dem der Kultur durchzuführen und hier wiederum besonders mit bezug auf die Sprache. Sein Hauptthema ist eine Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes; die Rolle, die der Sprache dabei zugewiesen ist, bemüht er sich in seiner Untersuchung „Über den Ursprung der Sprache“ herauszustellen. Diese Akademie-schrift Herders ist ein hochbedeutendes Werk; sie übertrifft bei weitem, was über dieses Problem vor und etwa gleichzeitig mit ihm von Denkern verschiedenster geistiger Herkunft — ich nenne etwa Condillac, Monboddo, Tiedemann, Desbrosses, Maupertuis, Rousseau, Süßmilch — gesagt worden war. J. Grimm, der achtzig Jahre später das gleiche Thema zum Gegenstand seines Nachdenkens machte, rühmte diese Herdersche Schrift mit Worten, die für die gesamte Schaffensweise dieses Denkers und dessen geistige Eigenart die gültige Formel liefern. Er sagt, Herder habe, „was ihm an Tiefe der Forschung oder Strenge der Gelehrsamkeit abging, durch sinnvollen Takt, durch reges Gefühl der Wahrheit“ ersetzt und wie manche andere, so auch die Frage nach dem Ursprung der Sprache bereits so erledigt, „daß seine erteilte Antwort immer noch zutreffend bleibt, wenn sie gleich mit anderen Gründen, als ihm dafür zu Gebote standen, aufzustellen und zu bestätigen sein wird“. In dieser Schrift, wie in allen anderen, zeigt sich, daß Herder zwar mit verschiedenen Ausgangsbegriffen in Aufklärungsideen wurzelt, daß er aber mit dem,

was er an Eigenem und Neuem beizubringen hat, die einseitig intellektualistische Auffassung vor allem durch Betonung des Ursprünglichen sowie der überrationalen Kräfte restlos überwindet. Und weiterhin tritt an die Stelle der abstrakten Spekulation über theoretische Ursprungsmöglichkeiten, die meist auf unzulängliche Antithesen (natürliche Entstehung — übernatürliche Vermittlung, natürliche Zusammenhänge — konventionelle Satzung) abgestellt waren, der Versuch eines einfühlenden Verstehens des Urmenschen in der Ursprungssituation der Sprache. Die Sprache ist ein notwendiges Erzeugnis, eine Folgeerscheinung der psychophysischen Ausstattung des Menschen. Der Mensch ist nicht nur grad-, sondern armäßig durch das Gattungsmerkmal der „Besonnenheit“ über alles Getier hinausgehoben. Diese geistige Eigentümlichkeit bewährt der Mensch, indem er aus der Fülle der seine Sinne durchflutenden Eindrücke ein Bild herausgreift und hier wesentliche Merkmale zu Zwecken des späteren Wiedererkennens und der geistigen Bewältigung der Dinge beachtet und anerkennt. Herder kommt in dieser Arbeit weit über den naturalistischen und den sensualistischen Standpunkt der aufklärerischen Sprachursprungstheoretiker sowie über die Wunderhypothese der Orthodoxen hinaus. Eindringende Klarlegung des Begriffs Sprache läßt ihn genau zwischen der nur dem Menschen eignenden Sprache im vollen Sinn und den Ausdruckssystemen der Tiere scheiden. Aus Expressivlauten allein kann sich niemals eine Sprache entwickeln; der wesentliche Schritt liegt in dem Erwerb von Zeichen durch das Bemerken und Herausstellen besonderer Merkmale, die dann als Repräsentanten des betreffenden Gegenstands zu dienen vermögen. Im zweiten Teil der Preisschrift, der den Grund legt zu einer Geschichtsphilosophie der Nationalsprachen, behandelt Herder die für die fortschreitende Weiterentwicklung der Sprachen wichtigen Umstände. Die dafür in Betracht kommenden Triebkräfte unterliegen nach seiner Auffassung vier Naturgesetzen. Das dritte davon enthält die genetisch-ätiologische Formel für die Ausbildung der Nationalsprachen. Den äußeren Gründen, die in den von Umwelt, geopsychischen Kräften, Lebensweise usw. ausgeübten Einflüssen zu sehen sind, werden innere Gründe der sich ausbildenden Sprachverschiedenheiten an die Seite gestellt. Zu den entscheidenden Neueinsichten, die Herder im Gegensatz zur rationalistischen Sprachursprungstheorie gewinnt, gehört die folgende. Die Sprache ist nicht eine von außen an den Menschen herangetragene Erfindung,

sondern ein ihm wesenseigenes Kriterium seines Art- und Geschlechtscharakters, ein aus dem Gesamten der menschlichen Seelenkräfte heraus geborenes lebendiges Erzeugnis.

Ursprungs- und weiterhin Entwicklungsfragen hatten von früh auf Herders ganzes Interesse. Bei ihrer Bearbeitung kam ihm die Biegsamkeit und kombinatorische Lebendigkeit seines Denkens sowie seine genial eindringende Anschauungs- und Vorstellungskraft besonders zustatten, vor allem aber seine Fähigkeit zu geschichtlicher Einfühlung, die er als wissenschaftliches Verfahren, wenn schon nicht völlig neu geschaffen, so doch auf den Gipfel der Leistungsmöglichkeit gehoben hatte. Der Sinn für das Besondere und Einmalige, den Herder gleichfalls in sich zur höchsten Vollkommenheit ausbildet, führt zu einer dynamischen Geschichtsbetrachtung für den Gesamtbereich der ihn vor allem interessierenden kulturhistorischen Themen und weiterhin zur Ausbildung einer neuen Technik des geistesgeschichtlichen Verstehens. Jugendaufsätze, wie die Betrachtung über die „Lebensalter einer Sprache“, deren Keim durch einen frühen Versuch „Über die Sprache in ihrer Kindheit“ gebildet wird, machen deutlich, daß Herder bereits in seinen Anfängen die Neigung zeigt, die Sprache als einen lebendigen Organismus zu fassen und mit den Entwicklungskategorien des Lebendigen zu betrachten. Im Gegensatz zu allen Theoretikern, welche die Sprache als etwas durch verständige Überlegung, Satzung und Übereinkunft Zustandegekommenes betrachten, faßt sie Herder als etwas organisch Gewachsenes. Daher sein Verständnis für alles Naturwüchsige, Ursprüngliche, Irrationale und Unlogische an und in der Sprache, das als geschichtlich nun einmal so Gewordenes anerkannt wird; an die Stelle des aufklärerischen Unterfangens, hier im Sinn eines dogmatisch aufgestellten Regelmäßigkeitsideals zurechtformend wirken zu wollen, tritt der Wunsch, das im Lauf der Entwicklung Zustandegekommene aus den Bedingungen und Voraussetzungen seines Werdens zu verstehen. Was bestimmt nun aber das So-Sein der verschiedenen Sprachen? Hier wird ein bereits von früheren Denkern (Ibn Kaldun, Huarte, Bacon, Montesquieu) herangezogener Gedankengang weitergeführt: die Erklärung der körperlichen, seelischen und geistigen Eigenart bestimmter Völker aus anthropogeographischen und geopsychologischen Kräften. Herder wendet diese Umwelt- und Klimatheorie auf Sprache und Sprachkunst sowie sonstige schöpferische Hervorbringungen des Kulturlebens an, wobei er diesem allgemeinen

Gedanken durch feinsten Sinn für das Geschichtliche und Individuelle neue Offenbarungen abgewinnt. Die Sprache ist die erste und wichtigste poetische Schöpfung eines Volks, und es ist möglich, von diesem Werk aus Aufschlüsse über die schöpferische Volksseele zu gewinnen. Bereits in frühesten Schriften findet sich der Versuch einer wechselseitigen Erhellung von Sprachbeschaffenheit und Physiognomie der völkischen Geistigkeit. Der erste Zugang zu ihnen wird durch die genannten Umweltkräfte eröffnet. In der Schrift „Über den Fleiß in mehreren gelehrten Sprachen“ finden sich die Sätze: „... und es schufen sich tausend Sprachen nach dem Klima und den Sitten von tausend Nationen ... So verwandelt sich diese Pflanze (die Sprache) nach dem Boden, der sie nährte und der Himmelsluft, die sie tränkte.“ Hier ist in bildlichen Andeutungen leicht hingeworfen, was Herder später immer wieder und mit zunehmender Tiefe zum Gegenstand seines Nachdenkens gemacht hat. Er ist ja nicht nur der große Ursprungsdeuter der Sprache, sondern auch ihr Entwicklungstheoretiker und ihr Kulturphilosoph, der in ahnender Schau wesentliche Entdeckungen des 19. Jahrhunderts vorwegnimmt; dabei werden die Anliegen seines sprachphilosophischen Denkens durch Auswahlgesichtspunkte bestimmt, die als kennzeichnend deutsch angesehen werden müssen. Das nämliche gilt für seine Deutung des Sprachkunstwerks. Auf Erkenntnis und Erfassung des individuellen Gepräges kommt es an, wie es dem Werk durch die einmalige geistige Physiognomie seines Schöpfers und durch Einbettung in eine bestimmte Geschmacks- und Stilsituation vermittelt wird.

Mit dem Sehendwerden für das Einmalige und Individuelle hängt auch sein Verständnis für die Sonderwerte des Nationalen und weiterhin des spezifisch Deutschen zusammen. Hier werden nicht nur fruchtbare Allgemeingesichtspunkte aufgestellt, sondern auch bereits feinsinnige Anwendungen derselben in Form ästhetischer Deutungen mit Glück versucht, etwa in einem Wesens- und Charakterbild der deutschen Sprache. In den „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur“ wird der Leitgedanke aufgestellt, das Schrifttum eines Volkes sei durch Genius und Struktur der betreffenden Sprache entscheidend mitbestimmt. Die Sprache übt entscheidenden Einfluß auf die Denkart eines Volkes; sie ist die Form der Wissenschaft nicht bloß in welcher, sondern auch nach welcher sich die Gedanken gestalten. Das heißt: Sprache ist nicht bloß Werkzeug, sondern Lebensraum, Behältnis und Inhalt des Schrifttums, nicht bloß Werkstoff

der Dichtung, sondern selbst schon Poesie. Jedes Volk spricht, je nach dem es denkt, und es denkt, je nach dem es spricht. Hier ist die in unseren Tagen wieder stark beachtete Leiteinsicht von der Sprache als nationaler Denk- und Erkenntnisform bereits gültig ausgesprochen, und mit dieser Klarstellung des organischen und notwendigen Zusammenhangs zwischen Sprache und nationaler Geistesart hat Herder eine seiner bedeutsamsten Leistungen vollbracht. Dieser Leitgedanke wird dann auch für speziellere literarästhetische Einsichten fruchtbar, etwa wenn es heißt, die Versmaße der nationalen Dichtung seien vom Baugesetz ihrer Sprache bestimmt. Aus solchen Erwägungen gewinnt Herder Verständnis für die Sonderrechte jeder Sprache. Von hier aus wendet er sich gegen die Herrschaft, welche die lateinische Sprache und Literatur über die geistige Entwicklung des Deutschen lange Zeit hindurch ausgeübt haben. Diese Überzeugung läßt ihn an seine Volksgenossen die eindringliche Mahnung zur Besinnung auf deutsches Eigenwesen und die Forderung richten, auf die älteren Sprach- und Literaturzustände zurückzugreifen, wo dieses deutsche Eigenwesen noch in voller Kraft und Unverfälschtheit anzutreffen sei. Ist es der Sinn für das Einmalige, das Art- und Bodenständige, der Herder empfänglich macht für die Sonderwerte des Deutschen, so läßt ihn seine Auffassung von der Sprache als Urdichtung den Blick vornehmlich auf die Frühentwicklung von Sprache und Dichtung richten. Daraus wird das Streben verständlich, die Sprache der Gegenwart vom Alten her zu erneuen: der Anschluß an die eigene Vorzeit soll die humanistische Renaissance verdrängen, die alles Heil in den alten Sprachen sah. Auf diese Weise wird er zum maßgebenden Anreger der späteren Germanistik. Er allein faßt damals bereits das ganze Gebiet der deutschen Philologie ins Auge und ist unerschöpflich in der Stellung neuer Aufgaben und im Aufweis wichtiger Probleme. Systematische Deutschforschung hat er selbst nicht betrieben, aber durch eine Reihe ausgezeichnete Einzelbeobachtungen der Erkenntnis des Nationalstils der deutschen Sprache mannigfache Förderung zuteil werden lassen. Ich erwähne hier seine guten Ausführungen über die Singleichen (Synonyma), in denen sein feiner Sinn für Individuelles fruchtbar wird, sowie die Bemerkungen über freiere Formen und Fügungen (Idiotismen, Inversionen), in denen er — gleich Hamann — dem aufklärerischen Regelmäßigkeitsideal eine Absage erteilt. Sein klarer Blick für Eigenart und Sonderwerte unserer Muttersprache kommt am schönsten

zur Geltung in dem Wesensbild, das er von der deutschen Sprache namentlich in Hinblick auf das Klangliche und Rhythmische entwirft. Dieses „deutsche Element“ in Herders Sprachbetrachtung hat Scherer in seinem Buch über Jakob Grimm so treffend hervorgehoben, daß man kaum Besseres tun kann, als diese Stelle zu wiederholen: „Niemand vor Herder hat so schön von unserer Sprache geredet. Niemand vor ihm und wenige nach ihm so tief sinnig von der Sprache überhaupt. Unsere Sprache ist ein Geschöpf eigener Art, sagt er, das Ähnlichkeiten mit anderen, aber das Urbild in sich selbst hat. Wir wollen uns ihrer als eines Eigentums rühmen . . . Gegen die Griechen stehen wir zurück, aber unseren Nachbarn sind wir überlegen. Die Häufung der Konsonanten gibt unserer Sprache einen abgemessenen sicheren Ton, einen vollen Klang, den vernehmlichen festen Tritt, der nie über und über stürzt, sondern mit Anstand schreitet wie ein Deutscher. Die feine Abstufung der Vokale lindert die Kraft der Konsonanten. Der Reichtum an Hauchlauten gibt der Rede das Liebliche. In unseren Sprachwurzeln ist eine malende Musik, eine große innere Stärke unmittelbarer Bezeichnung. Männlich und stark ist unsere Sprache in ihren Elementen. Sie ist reich und fest in ihren Silbenmaßen, gesetzt und langsam in ihren Wortverkehren, nachdrücklich und ernsthaft in ihren Idiotismen. An diesen, an anderem war unser Schatz einst reicher. Vieles ist versunken, wir müssen es wieder emporheben.“ Mit diesem Preis der Muttersprache, ihrer Kraft, eigenartigen Schönheit, lebendigen Freiheit, ihrem Reichtum an Charakteristischem usw. wirkt Herder stark auf die Folgezeit; die Ausführungen der Romantiker über den gleichen Gegenstand sind ohne sein Vorbild nicht zu denken.

Herders Sprachbetrachtung ist mit seiner Kunstphilosophie, seiner Geschichtsauffassung eng verbunden und seine Sprachdeutung steht unter den nämlichen Gesetzen wie seine Kritik des dichterischen Kunstwerks. Über diese neuen kritischen Gesichtspunkte geben seine Literaturfragmente Aufschluß. Der Kritiker müsse mit den Augen des Verfassers lesen, d. h. sich auf den Standpunkt des beurteilten Werkes stellen und diesem die Leitgesichtspunkte seiner Betrachtung entnehmen. Mit solchen Grundsätzen hat Herder die historische Kritik ins Leben gerufen. Auch seine Sprachdeutung wird durch diese genetische Betrachtungsweise, die Sinn hat für das Individuelle und Einmalige an einer schöpferischen Leistung, sei es das Wortkunstwerk eines einzelnen Dichters oder das Kunstwerk einer nation-

nalen Sprache, hinter dem der Volksgeist der betreffenden Nation als Schöpfer steht, entscheidend bestimmt. Man kann wohl sagen, daß dieser Grundsatz, der nachmals allgemein und selbstverständlich wurde, erstmalig aus einer Einstellung zur Sprache und den sonstigen geistig-kulturellen Schöpfungen erwuchs, die als kennzeichnend deutsch anzusprechen ist. Was Herder der Sprachdeutung der Folgezeit sonst noch an Anregungen hat zuteil werden lassen, kann hier im einzelnen nicht aufgezählt werden. Nur wenig sei noch erwähnt. In den „Kritischen Wäldern“ werden an Hand einer vergleichenden Stilbeschreibung, die Winckelmann und Lessing einander gegenüberstellt, gültige Einsichten in die später als „Seinsstil“ und „Werdensstil“ bezeichneten Typen gewonnen; die hier erarbeiteten Grundbegriffe und Gesichtspunkte weiß die Romantik später für ihre vergleichenden Sprachporträts des Deutschen und der romanischen Sprachen zu nutzen.

Im ersten Kritischen Wäldchen ist das Verhältnis von Sprache und Anschauung in einer Weise bestimmt, die weit über das hinausgeht, was Lessing von seinem rationalistischen Standpunkt aus zu dieser Frage zu sagen hat. Wenn Herder sie auch noch nicht endgültig zu beantworten vermag, so bahnt er doch eine befriedigendere Lösung an. Poesie als Sprachkunst wirkt durch die dem Wort innewohnende Kraft, die unmittelbar auf die Seele wirkt. Anschaulichkeit im Bereich des Sprachlichen ist Energie der Rede, durch welche wirkende Kraft dargestellt wird. Ich glaube, von solchen und ähnlichen Gedankengängen Herders ist Humboldts Auffassung bestimmt, nach welcher die Sprache nicht als ein fertiges Werk (ergon), sondern als ständig sich erneuende Tätigkeit (energeia) zu betrachten ist. Schon Herders genetisch-dynamischer Sprachbegriff hatte sich gegen die Auffassung der Sprache als eines Dinges gewandt. Herders Sprachdeutung trägt gewisse Errungenschaften des deutschen Geistes entscheidend weiter. Seine „Ideen“, die nach Hayms Wort die Kunst lehren, Tatsachen zu Gedanken zu verdichten, werden für die spätere Kulturphilosophie der Sprache wichtig. Der Gedanke des Zusammenhangs zwischen Natur und Geschichte wird von Humboldt weitergeführt, vor allem aber greift die Romantik Herdersche Leitgedanken auf.

III. Die Romantik

Die von dieser Richtung geübte Sprachdeutung bedarf einläßlicher Betrachtung, da hier die von Hamann und Herder ausgehenden Anregungen in folgerechter Aus- und Weiterbildung auf den Gipfel der mit ihnen zu gewinnenden Einsichten geführt sind, andererseits bereits hier ein wesentlicher Teil der Grundgedanken geschaffen wird, die für das Werk der aus der Romantik hervorgehenden großen Sprachforscher entscheidende Bedeutung erhalten. Um möglichst viel von dem reichen Ertrag, den gerade diese Bewegung für unser Thema liefert, an dieser Stelle zur Darstellung zu bringen, betrachten wir zunächst die Schriften einiger führender Theoretiker, sodann gewisse immer wiederkehrende Hauptanliegen der romantischen Sprachdeutung.

Der philosophische Grammatiker A. F. Bernhardi hat in seiner „Sprachlehre“ in Ausgestaltung Herderscher Grundgedanken gute Äußerungen getan zur Frage des Nationalstils einzelner Sprachen. Ein Vergleich mit dem in dieser Hinsicht weit ärmeren und gebundeneren Französischen zeigt ihm da etwa, daß das Deutsche zufolge seiner freieren Wortstellung gesteigerte Ausdrucksmöglichkeiten besitzt. Ein scharfer Blick für bisher nicht genügend herausgestellte Vorzüge des Deutschen liefert ihm allerlei treffende Beweisgründe im Sinn eines bewertenden Sprachvergleichs. Was die Romantiker später mit zunehmendem Eifer betreiben, die Bereitstellung von Verteidigungsgründen des Deutschen für den Fall eines „Sprachenstreits“, findet sich auch bei Bernhardi, wobei es in verschiedenen Sachbereichen zu einem nachdrücklichen Eintreten für die Sonderrechte des Deutschen kommt. Vor allem wird gegen verstechnische Künsteleien Stellung genommen, die dem inneren Baugesetz unserer Sprache Gewalt antun. Obgleich selbst klassischer Philologe, beginnt er zu ahnen, daß es nicht angehe, das Griechische als die Idealsprache schlechthin anzusehen und als Bewertungsmaßstab für die anderen Sprachen zu verwenden. Es regt sich in ihm jenes muttersprachliche Selbstbewußtsein, dem andere Romantiker dann entschiedeneren Ausdruck verleihen. Es bleibt dabei nicht bei einem pathetischen Deklamieren über den Wert der deutschen Sprache, sondern man strebt danach, gewisse gefühlsmäßig gewonnene Werteinsichten auch erkenntnismäßig zu begründen und wissenschaftlich zu sichern. So wird von Bernhardi gegen Voß eingewendet, er habe die eigenartige

und selbständige Bauweise des Deutschen weder gefühlt noch verstanden und ihr daher durch unorganisches Übernehmen der Formgewohnheiten des Griechischen Gewalt angetan. Von Erwägungen dieser Art, wie sie sich in der romantischen Sprachtheorie mehrfach finden, führt der Weg dann zur Entdeckung des Gesetzes der „inneren Form“ der einzelnen Sprachen durch Humboldt. Von den klassischen Formulierungen dieses Schöpfers der modernen Sprachtheorie ist Bernhardi noch weit entfernt, immerhin ahnt er, daß jede Sprache ihr eigenes Strukturgesetz und ihren eigenen Stil besitze, weshalb eine wissenschaftliche Darstellung einer bestimmten Sprache ihre Ordnungs- und Beurteilungsgrundsätze nicht aus der Betrachtung anderer Sprachen gewinnen dürfe. Als Beleg für die Ahnungen Bernhardis auf diesem Gebiet seien seine Ausführungen über attributive und prädikative Fügungen genannt. Dabei ist uns lediglich wichtig, daß er hier bestimmte, mit dem innern Baugesetz des Deutschen zusammenhängende formale Eigenheiten am Werk sieht. In Hinblick auf die genannten grammatischen Erscheinungen vermag die „in so vieler Hinsicht treffliche deutsche Sprache“ mit Hilfe von bestimmten, ihr eigentümlichen syntaktischen Verfahrensweisen Leistungen zu vollbringen, die anderen Sprachen in dieser Art nicht möglich sind. Hierher gehört ferner die Einsicht, daß eine Beurteilung der Sprache nach Wohllautsrücksichten nur im Sinn ihrer eigenen individuellen Gesetze erfolgen könne. Ferner liegen der geistigen Eigenart bestimmter Völker gewisse stilistische Ausdrucksmittel besonders nahe: so hat das Französische andere Lieblingsfiguren als das Deutsche. Die Romantiker bekommen Blick für die Stiltatsache, daß in alle schöpferischen Äußerungen eines Volks kennzeichnende Züge seines Wesens als einheitstiftende Kräfte eingehen; darauf nimmt die romantische Sprachdeutung in zunehmendem Maß Rücksicht. Mehr und mehr fängt man an, den Volksgeist als wirkende Potenz anzuerkennen und mit der Sprache in engen Wechselzusammenhang zu bringen. Die Struktur der deutschen Sprache ist nach romantischer Auffassung Erzeugnis und Ausdruck deutschen Wesens, deutscher Denkform und Vorstellungsart. Der Sinn für diese volksindividuellen Eigenheiten innerhalb der Sprache erwächst der Romantik aus dem von Herder geweckten Verständnis für das Einmalige und Individuelle. Lautbestand und -beschaffenheit, Verschiedenheit der Wortbildung usw. erfahren damals eine Deutung, die in der Richtung jener nationalpsychologischen Charakteristik liegt. Neben vor-

schnell-dilettantischen Zuordnungen stehen brauchbare Einsichten. So etwa, wenn dem Deutschen wegen des Vorwaltens der Mitlaute eine Einstellung auf die Grundgestalt des Charakteristischen zugesprochen wird, deren ästhetischer Wert kaum geringer ist als die reine Klangschönheitswirkung des Italienischen etwa. Diese Einsicht, daß jedes Volk zufolge der ihm innewohnenden eigenartigen Geistigkeit zu einer eigenständigen Sprache gelangen muß, läßt den Romantiker Bernhardi auch zur Frage der Universalsprache eine kritische Haltung einnehmen, zumindest in dem Sinn, daß es als unmöglich erklärt wird, eine bereits bestehende Sprache zur Universalsprache zu erheben. Ein solches Unterfangen müßte daran scheitern, daß jede Sprache doch ihren nationalen und individuellen Charakter beibehalten und in ihrer begrifflichen Bewältigung der Welt eine eigenartige Stellung einnehmen würde, die für Völker anderer Geistigkeit nicht übernehmbar wäre. Im Gefolge der Ursachdeutung des So-Seins der einzelvölkischen Geistigkeiten, der inneren und äußeren Sprachformen kommt Bernhardi — gleichfalls wieder in Ausgestaltung Herderscher Anregungen — zu einer ersten Ahnung rassenpsychologischer Einsichten sowie einer Blut- und Bodentheorie der Sprache.

Das sind Gedanken, wie sie von den meisten Romantikern vertreten wurden, freilich nicht von allem Anfang an. A. W. Schlegel z. B. entwickelt sich erst allmählich zu dieser Form deutscher Sprachauffassung. Zu Beginn durchdringen sich bei ihm Gedankengänge eines den romanischen und klassischen Sprachen weit mehr als dem Deutschen holden Ästhetizismus mit Nachwirkungen Hamann-Herderscher Ideen, die sich namentlich im Bereich der Sprachursprungserörterungen bemerkbar machen. Da wird etwa an die Gleichsetzung von Ursprache und Elementarpoesie angeknüpft; aus der Feststellung, Bilder seien früher da als Begriffe, Gleichnisse als Schlüsse, wird die Folgerung gezogen, daß Onomatopöien, Metaphern und alle Arten von Redefiguren, welche die Sprachkunst späterer Entwicklungsstufen gefissentlich aufsucht und neu schafft, in der Ursprache von selbst da sind. An Herdersche Gedankengänge schließt sich seine Vorahnung des biogenetischen Grundgesetzes, die Kindersprache müsse sich zur Erhellung der menschheitlichen Sprachanfänge auswerten lassen. Das meiste, was A. W. Schlegel über die Sprache im allgemeinen und die deutsche Sprache im besondern zu sagen hat, ist vom sprachästhetischen Gesichtspunkt aus gewonnen und mündet

in sprachästhetische Bewertungen. Und gerade von hier aus gelangt er im Sinn eines mehr und mehr erstarkenden muttersprachlichen Selbstgefühls zu richtigen Ansichten über das Baugesetz des Deutschen sowie — auf dem Weg einer durch Gegenüberstellung gewonnenen wechselseitigen Erhellung — zu einer Reihe wohlgetroffener Charakterbilder verschiedener europäischer Sprachen. In diesen Meisterwerken frühromantischer Deutungskunst schildert er mit feiner Einfühlung Struktur, Gepräge und ästhetische Leistungsmöglichkeiten verschiedener Sprachen, wobei er den von ihm behandelten fremden Sprachen in einer Weise gerecht wird, wie dies dem Deutschen von Sprachforschern anderer Nationalität kaum je geschehen ist. Mit seinem zunehmenden Verständnis für Wesen und Bedeutung der Muttersprache hängt eng die ständig sich verfeinernde Einsicht in die Sonderwerte dieser Sprache zusammen. In deutlichem, wenngleich nicht eingestandenem Anschluß an Herder gewinnt er das Verständnis für die Eigenart dieser Sprachstruktur und den daraus fließenden deutschen Nationalstil zunächst aus verwissenschaftlichen Betrachtungen. In der Schrift „Vom deutschen Hexameter“ findet sich der Satz: „Unser ganzes prosodisches System ist eigentümlich und darf nicht aus dem Gesichtspunkt fremder Sprachen beurteilt werden.“ Jede Sprache hat ihre Metrik, die nur aus ihrer eigenen Art abgeleitet werden kann: der Sprachbau bestimmt die Möglichkeiten des Versbaues. Nur einheimische Gesetze gelten. Zuzufolge der germanischen Stammsilbenbetonung steht das Deutsche unter anderen metrischen Ausgangsverhältnissen als etwa das Griechische, wo der freie indogermanische Akzent herrscht. Als Metriker verkündet Schlegel mit Nachdruck den Grundsatz, jede Sprache müsse mit den ihr eigenen Gesetzen beurteilt werden. Als Euphoniker dagegen ist er nicht von Anfang an gleich so weit, sondern braucht einige Zeit, bis er sich von den Wohlklangsnormen des Italienischen losmacht und den entsprechenden Grundsatz sieht, ein unverzerrtes und gerechtes Bild von den schönheitlichen Erträgen einer Sprache komme nur dann zustande, wenn man den ihr möglichen Wohlklang von ihren eigenen euphonischen Grundsätzen aus beurteilt. Übrigens gibt es Sprachen — und zu ihnen gehört eben das Deutsche — die nicht in erster Linie vom Gesichtspunkt des Euphonischen zu betrachten sind, weil sie andere Werte einzusetzen haben. Neben den musikalischen Wohlklang ihres Lautbestandes tritt als gleich wertvolle Wirkungsmöglichkeit die Eurhythmie, die mannigfaltige und wohlgeord-

nete Bewegung des Sprachflusses. Und hierin ist das Deutsche den in euphonischer Hinsicht bevorzugten romanischen Sprachen bei weitem überlegen. Damit hat Schlegel einen Gedanken ausgesprochen und gültig geformt, der die deutsche Sprachbetrachtung bis auf den heutigen Tag beherrscht. Nachdem Humboldt, Mundt, Schlabrendorf und Scherer (dieser bei Gelegenheit einer Erörterung der Ursachen und Auswirkungen der germanischen Wurzelbetonung) ähnliches stets von neuem durchgesprochen hatten, kommt E. Kieseritzky in seinem Buch über „Die Schönheit unserer Muttersprache“ zu einer letzten kategorialen Gegenüberstellung im Bereich sprachästhetischer Wirkungsmöglichkeiten und Bewertungsgesichtspunkte. Den für die romanischen Sprachen kennzeichnenden Werten des melodischen Wohlklangs (Lautschönheit) wird als andersartiger, aber gleichberechtigter Wirkungsgrundsatz die Betonungsschönheit des Deutschen gegenübergestellt.

Von seiner Betrachtung des der Sprache eines Volks noch vor aller dichterischen Verwertung eignenden Kunstwillens kommt Schlegel zu guten nationalstilistischen und -charakterologischen Bemerkungen. So wendet er sich im Sinn eines bewußt deutschen Sprachwillens gegen das Akademieideal der Sprache, wie es die Franzosen ausgebildet haben. Da heißt es einmal in bezug auf das Verhältnis von Literatursprache und Mundart: „Nicht durch beständige Einflüsse aus der Sprache des Umgangs erneuert, verengt sich die Schriftsprache zur abgenutzten Redensart; ja als unabänderlich festgelegt (was der Himmel bei uns verhüten möge) ist sie schon für tot zu achten.“ Das ist ein Gedanke, den er immer wieder ausspricht; er findet sich auch bei anderen Romantikern, denen die Bestrebungen der französischen Akademie und ihres Wörterbuchs gleicherweise ein Greuel sind. Ähnliche Ablehnung der im Dictionnaire de l'Académie geübten, dem Geist der rationalistischeren und zentralistischeren Franzosen angemessenen Sprachkonventionalisierung und -uniformierung findet sich bei A. Müller: im Deutschen wären die nämlichen Bestrebungen tadelnswert; denn dieses ist zufolge seines ungeheuren Reichtums, der den des Französischen bei weitem übertrifft, auf Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und lebendige Fülle gestellt. Für diese lebendige und unstarre Fülle der Ausdrucksmöglichkeiten tritt auch Schlegel ein; sie scheint ihm durch die reiche Vielheit unserer Mundarten bedingt und verbürgt. Glatte und leere Korrektheit, Regelmäßigkeit um den Preis des Aufgebens indivi-

dueller Ausdrucksfülle, klar faßliche Formschönheit sind der deutschen Sprachgesinnung, als deren beredter Anwalt er auftritt, minder wichtig als Charakteristik, Abschattungsreichtum sowie Unmittelbarkeit, Schlagkraft und Tiefe des Ausdrucks.

Diese und andere werthafte Wesenszüge des Deutschen werden in den Berliner und Bonner Vorlesungen zusammengestellt. Das Deutsche ist eine Ursprache; es verfügt nicht nur über erstaunlichen Stoffreichtum an Ausdrücken, sondern ist auch noch außerordentlich bildsam. Zufolge dieser reichfließenden Quellen der Wortbildung und darüber hinaus der „immer neuen Gestaltung in sich selbst“ wird das Deutsche eine wahrhaft lebendige Sprache; ihm gegenüber sind die romanischen Sprachen als „partial tote“ zu bezeichnen. Die Sprache ist ja ein organisches Ganzes, und wie in den biologischen Organismen „die ausgearbeitetsten Teile mehr und mehr erstarren, so ist es auch mit derjenigen Ausbildung der Sprachen, wodurch sie unabänderlich fixiert werden“. Das Deutsche dagegen bekundet allen Versuchen gegenüber, es auf enge Regeln festzulegen, stets von neuem seine „angestammte Progressivität“. Es wird als unbegrenzt entwicklungsfähige, wahrhaft lebendige, in ständigem Fortschreiten begriffene Sprache gekennzeichnet, woraus dann bemerkenswerte Folgerungen abgeleitet werden. In diesem ständigen Fortschritts- und Werdenscharakter der Sprache, der auf bestimmte seelisch-geistige Wesenszüge der Menschen deutschen Volkstums zurückgeht, ist einer der Gründe zu sehen, warum die Deutschen weniger Fertigkeit im glatten und geläufigen mündlichen Ausdruck besitzen als die Angehörigen bestimmter anderer Nationen: „Sie prägen gewissermaßen die Münze selbst, die sie ausgeben.“ Mit solchen Feststellungen, die nur mit Hilfe der Leitgesichtspunkte einer deutschen Sprachdeutung zu gewinnen waren, weist Schlegel auf die für das deutsche Sprachverwenden kennzeichnende Abstellung auf das Individuell-Besondere hin, womit zweifellos ein Wesenszug des nordischen Rassencharakters aufgewiesen ist. Liebt der „soziablere“ Franzose das durch allgemeinen Gebrauch Gebilligte, das durch politische und literarische Autoritäten Geheiligte, so geht das deutsche Sprachwollen auf individuelle Freiheit, auf abschattungsreiche Eigenart und lebendige Fülle des Charakteristischen.

Die Bildsamkeit der deutschen Sprache, die eine Folge ihres Baugesetzes ist (als Beispiel wird hier meist die unbeschränkte Möglichkeit der Wortzusammensetzung, d. h. der Vereinigung mehrerer

Hauptbegriffe zu einem Ausdruck hervorgehoben), macht sie zum tauglichsten Werkstoff für dichterische Übertragungen. Der Gedanke einer „Weltliteratur in deutscher Sprache“ konnte nur im deutschen Bereich gefaßt werden; denn dem Deutschen sind hier Leistungen möglich, wie sie jeder anderen Sprache verschlossen sind. Dieses reiche Ausmaß der Möglichkeiten verleitet nun manchen deutschen Übersetzer dazu, die ihm gewährte Bewegungsfreiheit zu mißbrauchen. Für jeden Wortkünstler — Dichter wie Übersetzer — gibt es indes notwendige Grenzen. Sie erwachsen aus Art und Anlage der verwendeten Sprache. Und das Deutsche ist ein kostbarer Werkstoff, dessen Eigengesetzlichkeit es zu wahren gilt. In bezug auf den Reichtum des Deutschen und seine formale Ausbildung vertritt Schlegel einen Entwicklungsoptimismus. Das Deutsche hat die Fülle seiner Leistungsfähigkeit noch gar nicht voll erreicht. Die Dimensionen dieser Entwicklung erstrecken sich in die Zukunft wie in die Vergangenheit. Neben die Gewinnung neuer Ausdrucksmittel tritt die Neuerschließung verschollenen alten Bestandes.

Alle diese Gedankengänge künden die Leitgesichtspunkte deutscher Sprachbetrachtung: Sprache als Bewegung, Entwicklung, Fortschritt, Dynamik, wobei auch das Vergangene in den Prozeß des Fortschritts eingegliedert zu werden vermag. Durchaus deutscher Sprachbetrachtung gemäß ist ferner der hier eingenommene organismustheoretische Standpunkt. Sprache ist in allen Fällen etwas Naturgewachsenes, ist lebendiger und organischer Ausdruck des Volksgeistes. Von diesem Grundgedanken aus ergeben sich noch andere Folgerungen. Die Sprache an sich ist ein organisches Ganzes, und somit kann man von jeder einzelnen Sprachfügung verlangen, daß sie ein solches sei. Die Erziehung zum ganzheitlichen Sprachbewerten ist eines der Hauptziele des ästhetischen Teiles seiner Sprachbetrachtung; zugleich aber will er, der den Weg zur Schönheit seiner Muttersprache gefunden hatte, seine sprachästhetischen Bemühungen einordnen in das erste Ziel aller Bildung, „sich in der Muttersprache richtig, rein, mit Bestimmtheit und Klarheit, mit Würde und Anmut auszudrücken“. Den Anfang der Bonner Vorlesungen bilden bewegliche Worte Schlegels über die Wichtigkeit „der wissenschaftlichen Erlernung unserer Muttersprache“. Sie sind zugleich beredter Ausdruck jener lebendigen Verehrung des Deutschen, zu der Schlegel unter Einfluß des Geistes der Befreiungskriege gelangt. Mit diesen und ähnlichen Bemühungen hilft er den Grund legen zu jenem be-

sonnenen, wissenschaftlich gestützten muttersprachlichen Selbstbewußtsein, das den Deutschen vor den großen Erfolgen der politischen Reichseinigung so besonders nottat. Schlegel bewies dabei kritischeren Sinn als Klopstock, der in dieser Hinsicht ebenfalls hochverdienstlich, aber gelegentlich mit einer übers Ziel schießenden Begeisterung gewirkt hatte. Wie schon gesagt, bei A. W. Schlegel ist dieses Bekenntnis zur Muttersprache, diese Entdeckung des Deutschen in der ganzen Fülle seiner Werte das Ergebnis einer Entwicklung, an der das damals mit aller Macht einsetzende volkliche Selbstbewußtsein wesentlich beteiligt war. Dafür hat dann Schlegels kritischer Geist mit ungleich beweiskräftigeren Gründen aufzuwarten, sowie er an den Aufweis der Werteigenschaften und Leistungen geht, in denen das Deutsche von keiner anderen Sprache erreicht, geschweige denn übertroffen wird, als sie vor ihm aufgeboten zu werden vermochten. Dabei kommt er zu Gedankengängen, die für eine moderne erbbiologische Blut-, Rassen- und Bodentheorie der Sprache bedeutsam werden. Hierher gehören etwa die bei Erörterung der Mundarten der oberdeutschen Altstämme getanen Äußerungen über den Zusammenhang von Rassenreinheit und Sprachreinheit. In Weiterführung der bereits von der Aufklärungsphilosophie vertretenen anthropogeographischen und geopsychologischen Klima- und Umweltlehre kommt er zu überraschend zeitgemäßen Ansichten im Bereich des Speziellsten wie des Allgemeinsten, oder doch zu solchen, welche die in der Folgezeit lange gültigen Erklärungen der betreffenden sprachlichen Erscheinungen vorwegnehmen. So etwa, wenn er die rauhen Affricaten des Alemannischen und Südbayrischen aus den Einflüssen der Hochgebirgsumwelt erklärt oder — um ein Beispiel für kategorialste Neueinsichten zu geben — wenn er den Ausdruck „nordisch“ als volkscharakterologischen Stammbegriff verwendet und gewisse Wesensbestimmungen der deutschen Sprache im Anschluß an bestimmte Charakterzüge des deutschen Volkes ähnlich vollzieht, wie dreiviertel Jahrhunderte später W. Scherer. Wir Nordländer — heißt es bei Schlegel — haben eine treue, aber nicht sehr bewegliche Einbildungskraft, unser Verstand faßt gut und genau, aber langsam. Zugleich werden wir weder sehr leicht, noch sehr stark von den Eindrücken gerührt und haben daher Zeit, bei ihren Gegenständen zu verweilen. Es ist, als ob unsere Vorväter geglaubt hätten, die Beschreibung der Dinge durch Laute nie deutlich genug machen zu können. Es genügte ihnen nicht, einen Umstand an einer Sache

zu fassen, sie packten ihrer mehrere auf einmal. Daher klebt unserer sowie anderen nordischen Sprachen diese Schwerfälligkeit an, daß es zuweilen ist, als könnten sie gar nicht fertig werden. Sie häufen die charakterisierenden Elemente. Zu ähnlichen Bestimmungen kommt W. Scherers Sprachdeutung, die damit nur weiterführt, was bereits bei Schlegel angelegt ist.

Der Dichter ist schicksalhaft mit Muttersprache und Volksgemeinschaft verbunden. Wo ein Dichter den Lebensraum seiner Sprache verläßt, um in einer fremden zu schaffen, da vermag selbst bei virtuosester Beherrschung des neuen Werkstoffs ein Höchstes an Kunst nicht erreicht zu werden. Für die von Schlegel vertretene durchaus „organische“ Auffassung des Sprachkunstwerks ist die Sprache kein Kleid, das den ohne sie vorhandenen poetischen Inhalten einfach übergezogen würde, sondern eine höchst wirksame Macht, die mit ihrer inneren Form, dem Gesetz ihres Baues und anderem den Stil der aus ihr erwachsenden Dichtung wesentlich mitbestimmen hilft.

Ein großer Teil der eben vorgetragenen Gedanken ist gemeinsames romantisches Gut und kommt daher auch bei anderen Sprachdeutern dieser Bewegung zur Erörterung. So etwa bei Friedrich Schlegel, einem der Mitbegründer der geschichtlich-vergleichenden und genealogischen Sprachwissenschaft, jener Forschungsrichtung, die im wesentlichen als Schöpfung deutscher Gelehrter gelten darf. Er ist zugleich ein Hauptanreger der früher so genannten arischen Philologie auf deutschem Boden und außerdem ein philosophischer Sprachtheoretiker von Rang. Als solcher spricht er eine Reihe fruchtbarer und zukunftsweisender Gedanken aus, von denen hier nur einiges hervorgehoben werden kann. Sprache und Kunst sind durch manchen Wesenszug verbunden, vor allem durch die beide Bereiche gleicherweise durchwaltende Grundgesetzlichkeit der Organik und Ganzheitlichkeit. Beide sind Hervorbringungen im Ganzen, die sich niemals aus atomistischer Zusammensetzung erklären lassen. Diese Grundüberzeugung führt ihn zur ganzheitlichen Erfassung von Sprachstrukturen. Auf Sprachporträts, die in der Sprache die Auswirkungen des Nationalcharakters der betreffenden Volksgemeinschaft erkennen lassen wollen, kommt es ihm an. Schärfer blickend als andere Sprachdeuter der Zeit, vermag er einzelne sprachliche Besonderheiten aus letzten Wesenszügen der betreffenden Nationalseele zu erklären. Bis in die Einzelheiten einer vergleichenden Lautbetrachtung geht das, wenn etwa das Überwiegen der Selbst- und Mitlaute in

bestimmten Sprachen auf dem angegebenen Weg gedeutet wird. Durchaus romantisch ist ferner die Überzeugung, die Sprache sei schon vor aller dichterischen Verwertung etwas ästhetisch Bedeutsames, ein Kunstwerk der sie schöpferisch hervorbringenden Volksgemeinschaft. Naturästhetische Erträge fehlen in keiner Sprache, sie sind indes grad- und artmäßig verschieden. Was diese Sprachbewertungen anlangt, so steht F. Schlegel in der ersten Reihe der Sprachdeuter, die für eine ästhetische Rechtfertigung des Deutschen kämpfen und überlieferte Vorurteile auf diesem Gebiet zu zerstören suchen. Wenn dem Deutschen vorgeworfen wird, daß es zufolge gehäufte Mitlaute härter und rauher klinge als die romanischen Sprachen, so entgegnet Schlegel hierauf, daß auch allzu große Weichlichkeit ästhetisch unerfreulich sei. Wahrer Wohlklang liegt in der Mitte zwischen Härte und Weichlichkeit. Die treffendste Widerlegung ungerechtfertigter euphonischer Bewertungsansprüche und der daraus folgenden geringeren Einschätzung des Deutschen hat Schlegel in der im Deutschen Museum erschienenen Entgegnung auf einen anonymen Aufsatz „Über die unmusikalische Beschaffenheit der deutschen Sprache“ erbracht. Es ist für den Romantiker selbstverständlich, daß er die Beurteilungsgesetze des Deutschen aus der Eigenart der Sprache und den ihr offenstehenden Leistungsmöglichkeiten, ihrem Nationalstil also, gewinnt. Der folgerecht festgehaltene Standpunkt des Nationalstils bestimmt Schlegels Stellungnahme auch zu solchen Streitfragen, die mehr am Rande liegen. Da tritt er etwa für die deutschen Lettern ein, weil sich in ihren Zügen wesentliche Triebkräfte des deutschen Nationalstils und -charakters bekunden: ein Streben nach Mannigfaltigkeit und Fülle der Form. Auch in der Rechtschreibung werden gewisse Einzelheiten (Großbuchstaben der Hauptwörter) aus nationalstilistischen Momenten erklärt (Abstellung auf das Wesentliche). Zu den Wesenszügen der deutschen Sprache gehört nicht nur Kraft, Würde und Bildsamkeit, sondern auch lebendige Fülle und quellender Reichtum. Es ist somit eine Forderung des Nationalstils der deutschen Sprache, daß der sie Gebrauchende ihren Reichtum auch wirklich zu nutzen wisse.

Mehrfach macht sich Schlegel Gedanken darüber, von welchen volkssoziologischen Kräften Bildung und Vollendung einer Sprache abhängen. Von Gedankengängen dieser Art öffnet sich ihm der Weg zur Nationalcharakterologie. Daß Sprache und Nationalcharakter einander ständig bestimmen und wechselseitig erhellen, ist eine Ein-

sicht, die auch von ihm stets wieder hervorgehoben wird. Auch der Zusammenhang zwischen Sprache und völkischer Geistesbildung wird von ihm mit allem Nachdruck herausgestellt. Wenige Jahre nachdem Fichte seine heroische Nationalethik vorgetragen hatte, nahm F. Schlegel in seinen Wiener Vorlesungen die Gelegenheit wahr, ähnliche kämpferische Gedankengänge in bezug auf das Verhältnis von Sprache und Geistesbildung laut werden zu lassen. Eine jede selbständige Nation hat das Recht auf eigene Sprachbildung, „ohne welches auch die Geistesbildung nie eine eigene und allgemein wirkende und nationale sein kann . . . Eine Nation, deren Sprache verwildert oder in einem rohen Zustand erhalten wird, muß selbst barbarisch und roh werden. Eine Nation, die sich ihre Sprache rauben läßt, verliert den letzten Halt ihrer geistigen inneren Selbständigkeit und hört eigentlich auf zu existieren“. Diese Äußerungen hat Schlegel zur Zeit der Befreiungskriege auf sehr bestimmte, von den Franzosen ausgehende Anlässe hin getan. Sie machen deutlich, daß er die Sprache als wirkende Lebensmacht, als Lebensraum der nationalen Geistigkeit faßt. Aus dieser Gesinnung ist es selbstverständlich, daß Schlegel der damals aufkommenden Deutschkunde alle Förderung zuteil werden läßt. Er erkennt die Wichtigkeit der Aufgabe, die deutsche Sprache „auf ihre Quellen zurückzuführen“. Eine Rechtfertigung der Germanistik als Nationalphilologie und nationale Selbstbesinnung erfolgt von der völkischen Geistigkeit her, mit der sie sich beschäftigt. Die Entstehung und ursprüngliche Beschaffenheit der deutschen Sprache verdient alle Aufmerksamkeit, da sie zu den Sprachen gehört, „die dem Geist der gebildetsten Nationen Europas zum Werkzeug und zur Hülle dienen“.

Mit solchen Gedanken spricht Schlegel nur aus, was die ganze Zeit bewegte. Die deutsche Sprachdeutung, wie sie namentlich in der jüngern Romantik in betontem und bewußtem Sinn aufkam, war befruchtet durch die Zielsetzungen, die der Philologie durch ihre damals erfolgende Neuausrichtung als einer Wissenschaft vom Volkstum zuteil geworden waren. Sie tritt in den Dienst der Zeitanliegen und hilft als wirkungskräftige sittliche Macht das völkische Selbstbewußtsein stärken; dergestalt arbeitet sie mit am Aufbau des Geistes der Befreiungskriege, dem sie andererseits wieder entscheidende Förderung verdankt. Bereits das 18. Jahrhundert hatte damit begonnen, nationale Eigenarten, d. h. die besonderen Anlagen der einzelnen Völker zu erforschen und erkenntnismäßig zu bestimmen. So war vor

allem Herder bemüht, die verschiedenen Bekundungen des Nationalcharakters zusammenschauen — Sprache und Sprachkunst spielten dabei eine entscheidende Rolle — und die hier in Geltung befindlichen einheitlichen Wirkungskräfte aufzuweisen. Die neuverstandene Philologie, die nach Humboldts Wort die Wissenschaft von der Nationalität zu sein hatte, machte es sich zur Aufgabe, sämtliche Seiten des nationalen Lebens, der geistigen und materiellen Kultur eines Volkes zu durchforschen und in allem und jedem die eigentümliche Wesensart eben dieser Volkheit aufzuspüren. Und es ist nun eine der größten Leistungen der Romantik, daß diese neue und fruchtbare Konzeption der Philologie auf die Bearbeitung der Fragen des eigenen Volkstums angewendet wird. Der Turnvater Jahn, dessen Buch über das deutsche Volkstum wir diesen Ausdruck verdanken, nimmt hier wachen Sinnes und regen Herzens auch die Anliegen der deutschen Sprache wahr. Das nämliche tut Fichte, in den „Reden an die deutsche Nation“, wo in das Bild der deutschen Volkheit und ihrer auszeichnenden Sonderart die deutsche Sprache an entscheidender Stelle eingefügt wird. Lag den Frühromantikern vor allem (wenn auch keineswegs ausschließlich) die Sprache als solche und an sich, als allgemein menschliche Fähigkeit und Kulturleistung am Herzen, so wird den jüngeren Romantikern die Sprache in erster Linie als nationale Sprache wichtig. Diese sich ständig vertiefende Beschäftigung mit der Muttersprache erwächst aus zeitgeschichtlichen Anregungen sowie aus dem zunehmenden politischen Sinn und der sich immer klarer herausgestaltenden Erkenntnis, daß der Geist jedes einzelnen Denkers an die Vorstellungswelt der Volksgemeinschaft und deren Ausdrucksformen gebunden ist. Die zur Verklärung des Deutschen neben den nationalästhetischen aufgetretenen nationalethischen Gedankengänge stehen mit den damals besonders hervorgehobenen sprachgeschichtlichen in enger Verbindung. Die Romantik bewertet den alten Begriff der historischen Ursprache (im Gegensatz zu Hamanns mythischer) in neuer Weise: das Deutsche wird, was ja schon viel früher gleichfalls getan wurde, als Muster und Vorbild einer solchen originalen, wahrhaft aus eigener Wurzel erwachsenen Haupt- und Ursprache angesehen. Fichte beruft sich auf diese Tatsache und gründet den Wert des Deutschen zum wesentlichen auf sie. Wahrhaft lebendig ist nur eine solche Sprache, „die von dem ersten Laut an, der in demselben Volke ausbrach, ununterbrochen aus dem wirklichen gemeinsamen Leben dieses Volkes sich entwickelt hat und in

die niemals ein Bestandteil gekommen, der nicht eine wirklich erlebte Anschauung dieses Volks und eine mit allen übrigen Anschauungen desselben Volks im allseitig eingreifenden Zusammenhange stehende Anschauung ausdrückte“. Was der deutschen Sprache hier rühmend zugebilligt wird, ist also Echtheit und Ursprünglichkeit in dem Sinn, daß sie von jeher mit dem Geist der Volksgemeinschaft aufs engste verbunden war, daß ihr Ausdrucksbestand organisch aus ihrem Denken und Welterfassen erwuchs, ohne durch übernommene fremde Auffassungen verfälscht zu sein. Im Anschluß an Klopstocks „Grammatische Gespräche“ rühmt man damals an der deutschen Sprache nicht nur Kraft, Ernst und Würde, sondern auch gewisse Charakterzüge, wie sie dem Charakter des nordischen Menschen und seiner landschaftlichen Umwelt ebenfalls eignen. Von diesen Gesichtspunkten geht die ethische Sprachbewertung des Deutschen in den „Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache“ von E. M. Arndt aus. Der Begriff der mischfreien Ursprache wird auch von J. von Görres als Wertprinzip gefaßt. In dem Aufsatz „Der Rhein, Frankreichs Grenze?“, der sich mit einem Vergleich des deutschen und französischen Nationalcharakters beschäftigt, führt er aus: „Da, wo ein eroberndes Volk bei dem Eroberten eine neue Sprache einführte, da stockte auch auf einmal die Bildung in ihrem Gange, den sie bisher eingehalten hatte; sie sollte in ein neues Bette einströmen . . . das mußte sie hemmen, indem es die treibende Kraft brach. Bestimmtheit, Schärfe, Nettheit im Ausdruck der dem Geist vorschwebenden Ideen durch ein gelenkiges Organ sind die unzertrennlichen Begleiterinnen . . . eines hellen, unbefangenen Verstandes, der sich in seinen Konzeptionen spiegelt. Ein verwildertes Organ, in dem sich zweierlei verschiedene Sprachen stoßen und einander zerstören, ein durch widersinnige Amalgamation und Vernachlässigung korrumpiertes Idiom, das zwischen der Nation und dem Stammvolk Dämme aufwirft, die alle Mitteilung erschweren . . . muß ebenso rückwärts wirken auf die Seele, die an der Unbehilflichkeit und der Schwerfälligkeit ihrer Werkzeuge erlahmt und sich aufreißt in dem zwecklosen, von allen Seiten gehemmten Streben.“

Wenn sich die jüngere Romantik voll freudigen Staunens in die „altdeutsche Herrlichkeit“ versenkt, so bezieht sich das nicht nur auf politische Dinge, etwa auf die Bewunderung der mittelalterlichen Reichsmacht, sondern ebenso sehr auf sprachliche. Das meiste von dem, was Hamann und Herder in die mythische Ursprache hinein-

gelegt hatten, vor allem die poetische Wertfülle, sieht die jüngere Romantik in den Frühzuständen der eigenen Sprache verwirklicht, wobei außerdem der von ihr besonders beachtete Zusammenhang zwischen Sprache und Volksgeist wichtig wird, der für die damalige Auffassung in den Frühphasen besonders faßlich heraustritt. Die Abstellung der eigenen Rede auf altertümliche Worte und Wendungen ist die Folge dieser Haltung. War nach Auffassung der vorhergehenden Richtungen die mythische Ursprache volltönend und anschauungsnah, so sieht man jetzt eben diese Vorzüge im Altdeutschen verwirklicht. Daher ist der Archaismus für die jüngere Romantik nicht eine beliebige stilistische Figur neben anderen, sondern ein beherrschendes, ihre gesamte Sprachgestaltung durchdringendes und leitendes Gesetz, somit Symbol einer bestimmten Einstellung zur Muttersprache. Von der Verklärung, mit der damals die heimische Vergangenheit betrachtet wird, bekommt das Altdeutsche sehr viel ab; in euphonischer Beziehung rühmt man den Reichtum an vollen Selbstlauten, in morphologischer seinen Formenreichtum, außerdem seine treuherzige Kraft und Schlichtheit, in der sich der Volksgeist recht unmittelbar auszusprechen scheint. Die Klangfülle des Gotischen, die markige Pracht des altdeutschen Vokalismus erscheinen als angemessene Bekundung eines kraftvollen, ungebrochenen und unabgeschliffenen Volkstums, und diese Auffassung fügt die altdeutsche Sprache ein in das verklärte Bild der nationalen Vorzeit, an dem sich der Deutsche der Jahre nach 1806 seelisch aufrichtete und das somit zu einer aktiven sittlichen Macht von höchster Wirksamkeit wurde. Wenn Geschichtsforscher wie Luden und Görres den Blick für die wurzelhafte Verbindung der Gegenwart mit der Vergangenheit öffnen, so macht die damals entstehende Wissenschaft vom Deutschtum ganz Ähnliches in Hinblick auf die deutsche Sprache und Wortkunst. Nur aus dieser Verbundenheit erklärt sich, daß man nunmehr für Dinge an der Sprache sehend wird, die vordem verborgen waren. Wenn sich die Spätromantik mit der Sprache beschäftigt, so geschieht das nicht, um dadurch über deren elementares Wesen aufgeklärt zu werden oder um einen Zugang zu den Geheimnissen des menschlichen Geistes- und Seelenlebens zu gewinnen, sondern um weiterzubilden an der Sprache des eigenen Volks, ihr die anschauliche und lebendige Fülle wiederzugeben, die sie einst besessen und die sich noch im altertümlichen Wort, in der an Überlieferung und Heimatboden gebundenen Mundart bewahrt hat. Von hier aus werden geradezu die Bedingungen

der ästhetischen Wertigkeit bestimmt. Schönheitlich bedeutsam ist eine Sprache, die altertümlich ist, d. h. nach Möglichkeit Klang- und Formenfülle, Bilderreichtum und Anschaulichkeit sowie die treuherzig naive Stimmung der früheren Zeit lebendig erhält. Solche Sprache ist an sich Poesie, ist ein Gemeinschaftskunstwerk, das die Gesamtheit des Volks zum Schöpfer hat.

Mit der Vorliebe für das Altertümliche hängt die damals aufkommende neue Einschätzung des Landschaftlich-Mundartlichen zusammen; denn die Mundart ist zufolge ihrer beharrenderen Einstellung reicher an altertümlichen Zügen. Schon Leibniz hatte richtig gesehen, daß altes und mundartliches Sprachgut zum Jungbrunnen der Sprache zu werden vermöchte. Diese gute Einsicht ist nachmals durch aufklärerischen Bildungsdünkel preisgegeben worden; die Romantik greift sie wieder auf.

Mit der Sicht auf die Anliegen einer deutschen Sprachbetrachtung hängt dann auch zusammen, daß man damals mit offenerem Blick als je vorher beginnt, in der Reinheit der Sprache ein erstrebenswertes Ziel zu sehen. Das ist mit eine Auswirkung der Wendung zum Volksbewußtsein, die auch für die Sprachpflege fruchtbar wird. Auf verschiedenen Wegen strebt man damals zum gleichen Ziel. Hier ist der Arbeit Campes, Radlofs und Wolkes zu gedenken, hinter deren sich gelegentlich wunderlich und schrullig gebärdendem Eifer doch zweifellos eine wackere Deutschgesinnung steht. Mit zunehmendem Nachdruck fördern indes auch die führenden Romantiker die Anliegen der Sprachreinheit. Die Brüder Schlegel bewähren sich als eifrige „Puristen der Tat“, indem sie in ihren Schriften jedes entbehrliche Fremdwort ausmerzen. Noch strenger ist Fichte gegen die fremden Ausdrücke. Mit aller Entschiedenheit treten seine Reden für die unverfälschte Reinheit des deutschen Sprachbestandes ein. Das Zulassen fremder Ausdrücke, vor allem abstrakter wie Humanität und Liberalität, bedroht den Geist der Nation, weil durch deren Einführung ein Durchbrechen der nationalen Sprachform und ein Aufgehen in einer fremden Sprache und Denkart bewirkt wird; dies aber hat verschiedene Gefahren für das Geistesleben im Gefolge. Gerade die Bezeichnung unsinnlicher Begriffe muß aus der sprachlichen Eigenart der eigenen Sprache erwachsen, mit der ja zugleich eine eigene Art der Weltauffassung verbunden ist. Die das Übersinnliche bezeichnenden unbildlichen Ausdrücke vermögen nur wesentlich zu sein, wenn ihre Sinnbilder mit der am Anfang jeder Sprachentwick-

lung stehenden lebendigen Anschauung und sinnlichen Bildhaftigkeit in stetem Zusammenhang bleiben. Diese ununterbrochene Erfüllung mit lebendigem Vorstellungs- und Anschauungsgehalt vermag den philosophischen Ausdrücken aber nur dann zuteil zu werden, wenn sie aus der eigenen Sprache stammen. Im Vorwort zum Rheinischen Merkur spricht Görres Ähnliches aus: daß ihm eine reine teutsche Schreibart, welche die Sprache in ursprünglicher Unverfälschtheit und frei von fremden Einmischungen bewahre, als Hochziel erscheine. Das sind die praktischen Auswirkungen jener deutschen und deutschgesinnten Sprachbetrachtung, für die man damals in so hohem Maße Sinn bekommt.

In Richtung dieser Einstellung auf die Muttersprache werden auch gewisse Anregungen Hamanns und Herders weitergedacht. Wie schon gesagt, die poetische Wertfülle, die die eben genannten Sprachdeuter der mythischen Ursprache zuschreiben, sehen die Romantiker in den Frühzeiten der heimischen Sprache verwirklicht. Die eigentlich schöpferische und sprachgestaltende Kraft erblickt man in der unverflüchtigten Anschaulichkeit, in welcher sich der Volksgeist vor allem auf früheren Stufen seiner Entwicklung bekundet. Die gesamte Romantik erlebt die Sprache als poetische Leistung, und als Schöpfer dieser Poesie erscheint ihr der objektive Geist des Volkes. In seiner „Einleitung in die Philosophie der Mythologie“ faßt Schelling die Sprache als Verbindung von Philosophie und Poesie. In der Sprache liegen wahre Schätze an Dichtung verborgen, die der Poet nicht in sie legt, die schon vor aller individuellen Dichterleistung vorhanden sind, die er nur zu heben braucht. Schelling denkt dabei an die Fülle vordichterischer Bilder und Metaphern, an urtümliche Mythologeme, poetische Auffassungs- und Einfühlungsleistungen usw. Auch bei Görres wird mehrfach die Neigung deutlich, die Worte der altertümlichen Sprache als personifizierende Bilder zu deuten. Die Rolle des Bildes in der urhaften und weiterhin der poetischen Sprache kommt, wie man sieht, nicht nur bei Hamann, sondern auch bei den Romantikern voll zur Geltung. So äußert sich der Naturphilosoph G. H. Schubert über das Wesen des Sprachbildes folgendermaßen: „Die Bildersprache habe ich in meiner Symbolik des Traums ganz wieder in ihre ursprüngliche Würde einzusetzen gesucht.“ Die Vergleiche und Bilder der Sprache haben wie die Bilder des Traums eine allgemeine Geltung, stellen somit eine elementarere Sprache über derjenigen der Wortbegriffe dar. Ähnlich verweist Jean Paul

in der „Vorschule der Ästhetik“ auf die Allgemeingültigkeit gewisser Bilder hin: kein Volk nennt den Irrtum Licht und die Wahrheit Finsternis. Damit ist natürlich nicht bestritten, daß in der sprachbildlichen Bewältigung der Welt die einzelnen Sprachen kennzeichnende Besonderheiten aufweisen. Auch im Bereich der stilistischen Figuren gibt es Unterschiede. So sind der auf Charakteristisches gestellten deutschen Sprache zufolge ihres Lautbestandes treffende und überzeugende Schall- und Geräuschnachahmungen möglich, die sich anderen Sprachen als unerreichbar erweisen.

Dieses verstärkte Aufmerksamwerden auf die Sonderwerte der Muttersprache mußte notwendig dahin führen, daß an die Stelle unzusammenhängender Gelegenheitsbeobachtungen über Struktur, Baugesetz, Wesen und Geschichte der deutschen Sprache eine wissenschaftliche Betrachtung all dieser Dinge trat. Der Patriotismus der Befreiungskriege kommt der deutschen Sprachforschung gleichfalls zugute. Er wirkt im Sinn jener durch Herder geweckten, durch die Romantik mächtig geförderten Anteilnahme an der deutschen Vorzeit, und so erwächst nunmehr aus diesen Wurzeln die Germanistik als Wissenschaft, die die bisherigen, schon lange vorhandenen, aber verstreuten und unsystematischen Ansätze in ein strenges und geschlossenes Gefüge bringt. Diese neue Deutschwissenschaft kommt entscheidend über den wohlmeinenden Dilettantismus der Gräter, Böckh, Koch, Zahn usw. hinaus. Auf ihren Gipfel gelangen diese Bemühungen um die deutsche Sprache und das deutsche Volkstum in allen seinen Auswirkungen in dem großen Lebenswerk J. Grimms, das durch die Zielsetzungen der Romantik seine entscheidende Ausrichtung erhielt. Es ist aus romantischer Geistigkeit erwachsen, wenn es auch in wesentlichen Zügen alles das übertraf, was den romantischen Sprachdeutern auf diesem Gebiet zu leisten möglich war.

IV. Jakob Grimm

Aus der Wissenschaftsgeschichte des Mittelalters sind uns große Denker bekannt, die von ihrer Mit- und Nachwelt den Beinamen „der Deutsche“ erhalten hatten, weniger zur Bezeichnung ihrer Herkunft als zur Kennzeichnung ihrer geistigen Eigenart. Wollte man diesen Ehrennamen einem Gelehrten der letzten Jahrhunderte zuerkennen, so trüge ihm kaum einer mit solchem Recht wie J. Grimm.

Dieser große Germanist war nicht ausschließlich Sprachforscher; er war nach eigener Bezeichnung deutscher Philologe, wobei sowohl der Begriff des Deutschen wie der der Philologie in einem noch zu besprechenden weiten Sinn verstanden wurden. Die Sprache, die er als Kraft und Tätigkeit des deutschen Volkes faßte und betrachtete, ist für ihn so eng mit sämtlichen anderen Bekundungen dieses Volkstums verknüpft, daß auch eine Sonderdarstellung seiner sprachwissenschaftlichen Forschungsarbeit nicht umhin kann, von verschiedenen anderen Bereichen der Deutschkunde, wie sie J. Grimm wichtig wurden und aus denen er seine Sprachdeutung hervorgehen ließ, Kenntnis zu nehmen. Seine Anfänge liegen im Gefolge jener patriotisch-literarischen Beschäftigung mit der deutschen Vorzeit, durch welche die Romantik dem deutschen Volk wiedergeben wollte, was es einst besessen. Jedoch gelangen ihm Synthesen, die keinem Forscher der gleichen Zeit beschieden waren, wie sie nur größten Geistern möglich sind. Er ist Romantiker und gelangt doch im Sinn strenger Sachforschung, geduldiger fachmännischer Kleinarbeit sowie durch bewußte Einstellung auf die Erfassung von Gesetzmäßigkeiten im Bereich des Laut- und Formenwandels weit über alles romantische Träumen, Ahnen, Andeuten und Phantasieren hinaus; er ist echter Wissenschaftler, strenger Gelehrter wie nur je einer und versteht es doch wie kein zweiter, seine Wissenschaft volkstümlich zu machen. Treffend wurde von ihm gesagt, er habe die alte Philologentugend der Genauigkeit, die man bis dahin nur den griechischen und römischen Sprachwerken sowie der Bibel hatte zuteil werden lassen, auf die deutsche Sprache und das ältere heimische Schrifttum angewandt. Hingebende Gelehrtenarbeit auf das Naheliegende und Einheimische anzuwenden, war damals nicht selbstverständlich, zumal bei den Deutschen, denen bis dahin das Fremde und Fernliegende meist bedeutender und wichtiger erschien als der eigene Besitz. Es bleibt somit ein Ruhmestitel der Grimm, die Philologie national und populär gemacht zu haben. Dabei sollte diese Wissenschaft vom Deutschtum nach dem Willen ihrer Schöpfer keineswegs auf Sprache und Schriftwerke beschränkt sein; vielmehr hatte sie von den Wörtern zu den Sachen, von der Sprache zum Volksgeist und der nationalen Kultur in allen ihren Bekundungen vorzustoßen. Der Begriff „Philologie“ wurde in dem bereits erwähnten weiten Umfang verstanden, den ihm Humboldt verliehen hatte, als Wissenschaft vom Volkstum. Dabei wurde weiters der Begriff des Volks in jenem vertieften Sinn

genommen, wie er seit Herder üblich geworden war. Im Gefolge der Deutschen Bewegung setzt sich — nach Petersens Formulierung — ein organisches Weltbild durch, das den Begriff des Volks zur Ehre bringt, als einer gegliederten Einheit, die den unerschöpflichen Lebensquell und den schöpferischen Untergrund aller Kultur bildet. Auf diesen zeugenden Urgrund wird von Grimm Sprache und Schrifttum bezogen. Sprache und Volksentwicklung werden in engen Zusammenhang gebracht: sprachliche Erscheinungen sind das Ergebnis allmählicher Entwicklung und stehen in enger Verbindung mit der Volksüberlieferung. Hier verbindet sich in J. Grimm das romantische Interesse für Volk und Volksüberlieferung mit der geschichtlichen Blickrichtung und Verfahrenslehre seines Lehrers Savigny. Wie dieser die Rechtserscheinungen in ihrer Entwicklung betrachtete, so bemühte sich J. Grimm, die Laute und Formen seiner Muttersprache historisch verstehen zu lernen und die dogmatisch-gesetzgebende Grammatik von früher durch eine Naturgeschichte der Sprache zu verdrängen (W. Scherer).

Das Lebenswerk J. Grimms muß — wie die dahinterstehende Wissenschaftsgesinnung, aus der es erwuchs — jedem Betrachter als ein eigentümlich deutschgetöntes erscheinen, gleichgültig, ob er sich darüber durch eine zulängliche Formel begriffliche Rechenschaft zu geben vermag oder nicht. Auf die Frage, was deutsche Sprachdeutung sei, gäbe es wohl — zumindest für eine Antwort in erster Näherung — keinen bessern Bescheid als den: diejenige Betrachterhaltung, mit der J. Grimm an die Sprache und insbesondere an seine Muttersprache herantrat. Phantasie und Einfühlungsfähigkeit verbinden sich hier mit kritischem Sinn, Systematik und Methodik; neben hochfliegendem, kombinatorischem Scharfsinn steht eine philologische Andacht zum Kleinen, die nie zu einem Kultus des Unbedeutenden oder selbstzweckhafter Mikrologie wird. In dieser eigenartigen Gestaltqualität, die aus der Verbindung der aufgezählten Wesenszüge entsteht, sehe ich eine kennzeichnend deutsche Form der Sprachbetrachtung. Wenn gewisse Kritiker aus den Reihen englischer Linguisten mit Bezug auf Grimm und Bopp einmal sagten, in Deutschland gebe es noch gar keine Sprachwissenschaft, sondern nur eine kritische, allzu kritische Philologie, so ist diese Behauptung als völlig unzutreffend zurückzuweisen. Grimm war weder ein hyperkritischer Intellektualist noch ein Pedant. Ja, er verstand es, „über das Pedantische in der deutschen Sprache“ (und bei ihren Deutern) mit unbe-

stechlicher Sachlichkeit und wahren Freimut Gericht zu halten, was ihm in dieser ruhig-überlegenen Art kein fremder Sprachforscher so leicht nachmachen wird. Von der deutschen Gründlichkeit, wie er sie vertritt, ist die Sprachwissenschaft der ganzen Welt aufs nachhaltigste befruchtet worden. Über die seiner Forscherarbeit vorschwebende Zielsetzung und die für sie verbindliche Verfahrensweise äußert sich J. Grimm einmal selbst mit Worten, die den durchaus nationalen Standpunkt deutlich machen, von dem aus er für sein Volk arbeitete. Seine altdeutschen Studien, sagt er, seien ihm „jederzeit vorgekommen als eine würdige und ernste Aufgabe, die sich bestimmt und fest auf unser gemeinsames Vaterland bezieht und die Liebe zu ihm nährt“. Der ihm stets als verbindlich erscheinende methodische Grundsatz war: „in diesen Untersuchungen nichts gering zu schätzen, vielmehr das Kleine zur Erläuterung des Großen, die Volkstradition zur Erläuterung der geschriebenen Denkmäler zu brauchen“. Eben dieser Vereinigung hochfliegenden kombinatorischen Scharfsinns mit der ihm vorgeworfenen Andacht zum Unbedeutenden verdanken wir die klassische Formulierung der Lautverschiebung (deren Tatsachen als solche schon vor ihm bekannt waren), sowie darüber hinaus die Konzeption der Lautgesetze überhaupt. Dieser Begriff, mit dem er seinen Fachgenossen in allen Ländern erst voll die Augen öffnete über die im Bereich des Lautwandels herrschende strenge Geschehnisabfolge, bleibt in Geltung, mag man auch den Mißbrauch verwerfen, den die naturwissenschaftlich-positivistische Sprachforschung und die Junggrammatiker mit ihm getrieben haben. Die Sachlichkeit der Betrachtung, die jeder als Wesenszug Grimmscher Art erkennen wird, der nur einige seiner Schriften gelesen hat, vermag in doppeltem Sinn gedeutet zu werden: einmal bedeutet sie volle und vorurteilslose Hingabe an den Gegenstand, sodann aber jene bereits gekennzeichnete Art von Philologie, der es weniger um die Wörter als um die Sachen zu tun ist. Grimm selbst hat in seiner Gedächtnisrede auf Lachmann zwei Arten von Philologie geschieden: eine reale (materiale), welche die Worte um der Sachen und eine formale, welche die Sachen um der Worte willen treibt. Es ist nicht zweifelhaft, daß er sich zur ersten Forschungseinstellung bekannte. Das bei der romantischen Sprachdeutung im Vordergrund stehende ästhetische Interesse tritt bei Grimm zurück, doch ist seine Sprachbetrachtung durch genügend andere wesenhafte Züge mit der Romantik verbunden. Die Leistung Grimms kommt mit besonderer

Deutlichkeit heraus, wenn man sie neben das hält, was die Romantiker im gleichen Arbeitsbereich geleistet hatten. Zunächst gibt es da allerlei Übereinstimmungen. Schleiermacher und Humboldt hatten die Aufgabe der Hermeneutik in Angriff genommen als Kunst der Auslegung und Deutung mit dem Ziel eines vollkommenen Verstehens der Individualität und ihrer stilistischen Bekundungsformen, wobei sowohl das schöpferische Einzelwesen wie auch die in der Sprache zum Ausdruck kommende Volksindividualität in den Kreis der Betrachtung gezogen wurden. Diese geschichtlich-nationale Zielsetzung im Bereich der Sprachdeutung geht letzten Endes auf Herder zurück. Herdersche Gedankengänge sind es, die E. J. Koch in seiner Programmschrift „Über deutsche Sprache und Literatur“ verkündet, wenn er hier ein philologisches Studium vom Standpunkt der Nationalidee aus fordert. Koch ist Lehrer und Anreger Tiecks, dessen überschwengliche Vorrede zu den „Minneliedern aus dem schwäbischen Zeitalter“ das Brüderpaar Grimm für die altdeutschen Studien gewann. Daß sich aus den Bemühungen der Romantiker die Germanistik als Wissenschaft vom deutschen Geist und deutschen Volkstum erhob, ist zum wesentlichen Teil ein Verdienst J. Grimms, der nicht nur in vertiefter Sammler- und Herausgebertätigkeit eine Fülle neuen Stoffes gewann, sondern auch noch die zur Durchdringung und Bewältigung des sprachlichen und sprachkünstlerischen Stoffes nötigen Gesichtspunkte und Grundbegriffe erwarb. Er bewegt sich dabei in den Bahnen der von Herder und der Romantik begründeten historischen Weltanschauung, die zufolge der durch sie nahegelegten Versenkung in das Deutsche und Germanische ein starkes Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit wecken mußte. Wie diese allgemeine Einstellung die Anlage der Grimmschen Grammatik bis in Einzelheiten bestimmt, wird alsbald zu zeigen sein. Vorläufig sei nur festgehalten, daß die von Humboldt entworfene Wissenschaft von der Nationalität von niemand so nachdrücklich und vielseitig auf das heimische und eigenvölkische Wesen angewandt wurde, als von den Brüdern Grimm. Die natürliche, der Sprache innewohnende Poesie ist kaum jemals vor- und nachher so deutlich gefühlt und nachgelebt worden. Darauf hat Scherer in seinem Buch über J. Grimm stets von neuem hingewiesen. Was dessen Sprachbetrachtung vor allem fesselte, war das Poetische und Altertümliche. „Wo das poetische Vermögen der Sprache auf seinem Gipfel erscheint, da macht sie auf J. Grimms Phantasie den stärksten Eindruck; die größte Zahl

von Tatsachen ordnet sich ihm in analoge Reihen; das Bedürfnis stellt sich ein, der Sprache nachzufühlen und in beherrschenden Vorstellungen die Gründe ihrer Erscheinungen aufzuspüren.“ Das zeigt sich besonders schön in der Lehre vom grammatischen Geschlecht. Der Aufklärer Adelung hatte einmal die Frage erhoben, was wohl ungereimter sei, „als leblosen Dingen ein Geschlecht zu geben, abstrakte Begriffe als Personen eines gewissen Geschlechtes anzusehen“. Den Grund für diese Erscheinung, die der Rationalist nicht begriff, fanden Grimm und Humboldt in dem „Einbildungsvermögen“ der Sprache. Bei der Deutung des grammatischen Geschlechts sucht Grimm auf den Wegen der Volksphantasie zu wandeln, „indem er sie durch erweisliche mythologische Vorstellungen erhellt, die in ihrem letzten Grunde zusammenfallen mit den Vorstellungen, aus denen die Genusbezeichnung entsprang. Er betrachtet den ganzen Schatz sinnlicher Benennungen . . . und untersucht bei jeder Gruppe, wie die Eigenschaften der männlichen und weiblichen Natur von dem Sprachgeist an leblosen Objekten wiedergefunden“ werden. Die Sprache wandelt die ganze Natur gleichsam in Person um. „J. Grimm sucht diesen Personen ins Herz zu sehen, um ihre Charaktere, wie sie von der Sprache angeschaut wurden, ans Licht zu stellen.“ Die Genuslehre wird dergestalt zu einem Höhepunkt der Grimmschen Sprachdeutung, weil hier poetischer Sinn und poetische Nachempfindung möglich sind. Wo dies nicht angeht, dringt seine Sprachbetrachtung minder tief. Scherer will darin romantische Beschränkung sehen. „Wir erkennen romantische Beschränkung auch in der Neigung für das Altertümliche, das vor der ruhelosen Bewegung des geschichtlichen Fortschritts scheinbar unbewegt sich ausbreitet.“ Diese Abstellung der Betrachtung auf die natürliche der Sprache inwohnende Poesie ist ein romantischer Zug bei Grimm, desgleichen sein Sinn für das organische Werden und Leben in der Sprache. Von Herder und der Romantik her kommt die Auffassung vom organischen Charakter der nationalen Kulturschöpfungen. Die Sprache ist ein solches Erzeugnis der schöpferischen Volkspersönlichkeit, das mit ihr wächst, mit ihr zugleich sich ausbildet und verfällt. Die Ausrichtung auf das Altertümliche, Grimms innige Neigung dafür, ist nur eine Auswirkung der eben gekennzeichneten Auffassung: im Altertümlichen meint Grimm die treuherzige Seele des Volks sich am reinsten spiegeln zu sehen.

War es zur Kennzeichnung des Wesens von Grimms Sprach-

deutung nötig, auf Übereinstimmungen mit der Romantik hinzuweisen, so ist ein Aufzeigen der ihn von ihr trennenden Züge nicht minder unerlässlich für eine volle Charakteristik. Auch die Romantiker sind Germanisten, aber vor allem ästhetische und patriotische, während die philologische Germanistik erst mit den Brüdern Grimm voll einsetzt. Im Zurücktreten des sprachästhetischen Interesses gegenüber dem geschichtlich-vergleichenden besteht der Entwicklungsfortschritt, der zur modernen Sprachwissenschaft führt. Daß Grimm zur geschichtlichen Sprachbetrachtung kommt und über die ästhetisch-poetische Sprachbewertung hinausgelangt, macht den Hauptunterschied gegenüber dem Brüderpaar Schlegel aus, nicht etwa die größere philologisch-linguistische Begabung, obwohl auch die auf seiten Grimms vorhanden war. Beide Brüder Schlegel wissen in germanistischer Hinsicht gar nicht wenig. Neben manchem andern damals Neuentdeckten kennen sie beide einen Großteil der Erscheinungen und Tatsachen, die Grimm nachmals unter dem Begriff der Lautverschiebung zusammenfaßt und in seiner Gesetzmäßigkeit darstellt. So sagt F. Schlegel einmal, das lateinische p werde „in der deutschen Form desselben Wortes“ sehr häufig zu f „und c nicht selten zu h“; vorher hatte schon A. Kanne für ein paar Fälle die ganze Lautverschiebungsreihe angegeben. Die Brüder Schlegel haben zweifellos treffende Intuitionen und sehen nicht selten das Richtige, aber über den ersten Schritt gelangen sie im Bereich des Sprachwissenschaftlichen nur gelegentlich hinaus. Sie bemerken wohl einige der Tatsachen aus dem Bereich der germanischen und althochdeutschen Lautverschiebung, aber nicht das zusammenhaltende geistige Band, das Gesetzmäßige an ihnen. Das bemerkt und formuliert erst Grimm, nachdem R. Rask hier entscheidend vorgearbeitet hatte. Daraus wird klar, daß Werk und Arbeitsweise Grimms letzten Endes doch einem andern Typus deutscher Sprachbetrachtung zugehören. Über die Kanne-Görressche Phantastik, die vagen Ahnungen der Schlegel entwickelt er sich zum Meister gesetzlicher Sprachforschung, der durch den sachlichen Gehalt seiner Entdeckungen wie durch den formalen Wert seiner Methode, durch zielbewußte fachmännische Kleinarbeit vor allem weit über das hinausgelangt, was die Romantiker als Germanisten trieben.

Sucht man nach weiterer Kennzeichnung für die Grundausrichtung von Grimms Sprachforschung, so ist hier der Begriff der „Einheit des Germanischen“ brauchbar, den O. Höfler auf die Lebensarbeit

Grimms angewandt hat. Grimm hat die große übergreifende, wenn auch reichgegliederte Einheit des Germanischen, vorab in der Sprache überzeugend darzulegen vermocht. Seine „Deutsche Grammatik“ faßt den Begriff des Deutschen in ganz weitem Sinn, indem die Gesamtheit der germanischen Sprachen einbezogen wird. Der Sprachforscher O. Jespersen gibt diese Grimmsche Sinnerfüllung durch die Bezeichnung „Gothonic“ wieder. Besonders vielbesagend in seiner knappen Zusammenfassung ist hier ein Satz aus der „Geschichte der deutschen Sprache“: „Es haben sich also bis auf heute nur fünf deutsche Sprachen auf dem Platz behauptet: die hochdeutsche, niederländische, englische, schwedische und dänische.“ Somit erweist sich diese deutsche Grammatik, die das Gotische, Altsächsische, Angelsächsische, Friesische und die skandinavischen Sprachen heranzieht, tatsächlich als eine höchst umfassende vergleichende Geschichte der germanischen Sprachen. Aber nicht nur der Begriff des Deutschen ist hier anders verstanden als bislang herkömmlich war; auch der Begriff der Grammatik erfährt in diesem Werk eine Sinnerfüllung, die als völlig neu und umstürzend empfunden wurde. Grimm selbst war sich der Neuheit seiner Zielsetzung bewußt. Er wollte nicht Sprachlehrer, sondern Sprachforscher sein; die Grammatik, die er zu geben sich vornahm, sollte nicht Sprachgesetzé normativ aufstellen, sondern solche behutsam aus dem Gang der Sprachentwicklung herauslesen. Bisher hatte es neben vereinzelt Ansätzen zu einer philosophisch-allgemeinen Sprachlehre unter dem Namen Grammatik nur Bücher gegeben, die den Sprachgebrauch zu reglementieren und in Form handfester Schulmeisterregeln lehrend zu vermitteln unternahmen. Darauf, daß diese nicht sonderlich tiefgründige praktische Zielsetzung hinter der andern rein wissenschaftlichen zurücktrat, die Sprache in ihrem geschichtlichen Werdegang und an Hand der dabei festzustellenden Entwicklungsvorgänge kennenzulernen, beruht die wahrhaft nationale Bedeutung dieser Grammatik, denn dadurch wird erstmalig ein tieferes geschichtliches Verständnis des Deutschen erschlossen. Scherer bemerkt dazu: „Die dunklen Bestrebungen einer langen Zeit schienen plötzlich zur Klarheit zu kommen. Das Vereinzelte schloß sich zusammen. Aus vielen Teilen ward ein Ganzes. Und alle germanischen Völker mußten einem Deutschen die entscheidende Belehrung über das wahre Gesetz ihrer Sprachen danken.“ Der große Germanist G. F. Benecke schrieb nach Erscheinen des ersten Bandes: „Wenn man an den Gegenstand denkt, so wird man

von Freude ergriffen, daß eine Sprache in der Welt ist, die für solche Untersuchungen gemacht ist, und daß diese Sprache die unsere ist.“

Von der schon vor ihm betriebenen Vergleichung ohne Wahl kommt Grimm zur weisen und fruchtbaren Beschränkung auf einen Kreis verwandter Sprachen. Durch die dadurch möglich gewordene Folgerichtigkeit und Eindringlichkeit der vergleichenden Betrachtung erfährt die genealogisch-vergleichende Sprachforschung auch für ihr weiteres Ausgreifen, etwa in das Gesamtgebiet des Indogermanischen, grundsätzliche Förderung.

Diese Grammatik ist in allen Bänden bedeutend; jeder Teil legt Keime zu künftigen Fortschritten. Aber am berühmtesten ist doch die Lautlehre durch die hier gemachten und die glückliche Fassung bereits vorhandener Entdeckungen in einprägsamen Gesetzen geworden. Da werden etwa die Veränderungen der Vokalqualitäten im Lauf der Entwicklung festgestellt, oder es wird das herrschende Akzentgesetz aus der germanischen Sprachanschauung heraus und ihrer Abstellung auf das Wesentliche richtig gedeutet. Die größte Tat aber ist die Formulierung der sogenannten Lautverschiebung, womit ein beispielmäßiger Musterfall gesetzlichen Lautwandels überzeugend dargestellt wurde. Liegt hier eine Entdeckung vor, die mit Recht unter Grimms Namen geht? Faktum ist, daß die hierhergehörenden Tatsachen und Erscheinungen schon vorher bekannt waren: Kanne wußte um sie, desgleichen das Brüderpaar Schlegel, und Rasmus Rask brachte bereits Ordnung hinein. Grimm selbst bezeugt mit Dank, welche Förderung ihm durch die „Isländische Grammatik“ und die „Undersøgelse“ des genannten Dänen zuteil geworden sei. Aber indem Grimm — wie das H. Paul ausdrückt — dem bereits von Rask entdeckten Lautverschiebungsgesetz die umfassendere Formel gibt, tut er einen verdienstlichen Schritt über Rask hinaus, und so bleibt die Bezeichnung „Grimms Gesetz“ zu Recht bestehen, trotz den von O. Jespersen erhobenen Einwänden. Übrigens hat in der ganzen Angelegenheit bereits Scherer im wesentlichen klar gesehen. Rask hat 1818, also vor Grimm, die richtigen Lautgleichungen zwischen den klassischen Sprachen und dem Nordischen aufgestellt. „Aber erst J. Grimm hat das Ganze in seiner Reinheit, den Stufengang eines zweimal in gleicher Weise vollzogenen Prozesses nachgewiesen. Und erst seit er es nachwies, ist es Gemeingut der Wissenschaft geworden.“ Fast wichtiger als der Aufweis eines beispielhaften Falles lautgesetzlicher Entwicklung scheint mir die grundsätzliche Herausstellung

der Wirksamkeit von Lautgesetzen im allgemeinen. Dazu bemerkt Scherer: „In dem Gesetze der Lautverschiebung, in der Lehre vom Umlaut, Brechung, Ablaut . . . in allen diesen und vielen ähnlichen Erörterungen, Untersuchungen, Lehrsätzen lag der unermessliche Fortschritt der gesamten Sprachwissenschaft, durch welchen eine Sicherung ihrer Resultate verbürgt wurde, wie man sie kaum für möglich, ja nicht einmal für notwendig gehalten hatte.“ In dem Wort „Lautgesetz“ faßt sich Grimms denkwürdigste Entdeckung zusammen. Erst damit waren Etymologie und vergleichende Grammatik als Wissenschaft möglich geworden. Jeder Sprachforscher von heute kennt die unhaltbaren Übertreibungen, die sich dieser Begriff in der Folgezeit gefallen lassen mußte, die in den Lautgesetzen blind und ausnahmslos wirkende Naturgesetze am Werk sah. Man kennt auch die ihrerseits wieder übers Ziel schießenden Reaktionen dagegen, die von Lautgesetzen überhaupt nichts mehr wissen wollten. Trotzdem gehört Grimms Entdeckung zu den größten der Sprachwissenschaft. Mit kritischer Vorsicht gefaßt, bleibt der Begriff der Lautgesetze in Geltung, ja diese Konzeption vermag aus dem methodischen Gerät der Sprachwissenschaft nicht mehr weggedacht zu werden. Grimms Grammatik vermittelt erstmals in Form eines lebendigen und reichen Bildes der deutschen Sprachentwicklung dem deutschen Volk eine tiefere Kenntnis der Vergangenheit seiner Muttersprache. Dabei ist auch die Gesamthaltung dieses Werks eigenartig deutsch. Das zeigt sich nicht bloß in der erfreulichen Tatsache, daß Grimm für die wichtigsten grammatischen Erscheinungen deutsche Fachausdrücke fand (Umlaut, Ablaut, Brechung, Verdichtung), sondern mehr noch in den lebendigen Einfühlungsleistungen, dem poetischen Gehalt und sonst noch in vielen Zügen, vor allem in der mehrfach erwähnten Andacht zum Kleinen, die in dem Abschnitt „Von den Buchstaben“ zu einer der größten Leistungen deutscher Sprachdeutung geführt hat. Eine schöne Gesamtwürdigung bei Scherer: Grimms deutsche Grammatik ist ein Buch, „wie bis dahin kaum eines gedacht und noch viel weniger eines unternommen worden war. Der deutsche Sprachgeist selbst lebt und webt darin . . . Keiner hat so tief in sein Innerstes geblickt wie J. Grimm, keiner so viel von seiner Heimlichkeit erlauscht“. Vor allem aber ist hervorzuheben, daß er mit dem Satz von der ursprünglichen Einheit der germanischen Sprachen die Grundfesten des Gebäudes unserer Sprachgeschichte errichtet hat.

Nie wurde bei Grimm das rein Linguistische Selbstzweck; immer

blieb seine Sprachdeutung eingeordnet in den umfassenden Bereich einer Gesamtwissenschaft vom deutschen Volkstum, und die Sprache war ihm nur eine der schöpferischen Bekundungen der deutschen Volksseele. Grimms Beschäftigung mit diesen Dingen wurde von der Absicht geleitet, dem deutschen Volk seine eigenen Schöpfungen wert und bedeutsam zu machen. Damit arbeitet er an dem höchsten Zweck aller Deutschforschung: an der Stärkung des völkischen Selbstbewußtseins durch Erkenntnis der eigenen Art und des eigenen Werts. Von diesem Gesichtspunkt aus muß man auch die übrigen Arbeiten betrachten, vor allem das Wörterbuch. Hier soll nicht nur der Reichtum, die überwältigende Fülle des Deutschen vor Augen geführt, sondern auch deutsches Leben, deutsche Geistigkeit der Vergangenheit von Sprache und Wortschatz her wieder lebendig gemacht werden. Das Deutsche Wörterbuch ist in kennzeichnendem Maß anders angelegt als etwa der Dictionnaire de l'Académie. Es soll nicht den Sprachschatz festlegen und damit den Sprachgebrauch reglementieren, sondern lediglich in treuer Sammelarbeit den Bestand zusammenbringen und ausbreiten. Die Gesinnung, der es entsprang, ist ähnlich wie die der Grammatik: der Sprachschatz sollte vermittelt werden, keineswegs war geplant — wie das einst Adelung in Grammatik und Wörterbuch versucht hatte — das vermeintlich Angemessene und Zulässige von sich aus zu bestimmen. Mit solcher Wissenschaftsgesinnung beginnt das Brüderpaar ein Werk, das jeden Betrachter mit Staunen und Ehrfurcht vor der Macht unserer Sprache erfüllen muß. In noch anderer Weise setzt das Deutsche Wörterbuch die Grundhaltung der Grammatik fort: hinsichtlich des Eingehens auf den materiellen Gehalt der Sprache. Schon die Grammatik erfaßte in den Abschnitten der Wortbildungslehre, die alles andere boten als trockenen grammatischen Formalismus, sehr viel vom nationalen Lebensstoff der Vorzeit; sie weist hier Nationalpsychologisches in Begriffs- und Ausdrucksbestand nach. Auch darüber hat Scherer Treffendes gesagt: „J. Grimm versenkt sich in die Anschauungen und Worte, in welche die kunstlose Phantasie der ältesten Germanen ihre einfache Welt gefaßt hat“; er hat die mit den germanischen Lebensidealen zusammenhängenden Begriffe gesammelt und in der Wortbildungslehre, besonders in dem Kapitel von der Zusammensetzung vorgelegt. „Wir lernen die poetischen Beiwörter kennen, die an jede Person und jeden Gegenstand sich hängen. Die zahllosen Synonyma breiten sich vor uns aus, mit denen der alte

Dichter seine Materien hervorhebt und einschränkt . . . Häufige Beispiele vertreten die unübersehliche Masse der altdeutschen Personennamen, die jeden Knaben und jedes Mädchen zum Mitglied einer kampffrohen Gemeinschaft weihten. Kurz, J. Grimm entfaltet die Weltanschauung der germanischen Urzeit“ und unternimmt den zwar nicht völlig durchgeführten, aber schon als solchen höchst verdienstlichen Versuch, nationalen Lebensinhalt zum Gegenstand der Grammatik zu machen.

Und nun noch einiges über die Gesinnung, mit der J. Grimm an seine Muttersprache herantritt. Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen, Achtung vor der Individualität der Sprache sind auch hier die hervorstechendsten Züge, die sich praktisch vor allem in der nachdrücklichen Ablehnung jedes willkürlichen und selbstherrlichen Sprachmeisterns bekunden. Die Ehrfurcht, die Grimm vor der Volksindividualität hatte, erweist er auch ihrer wichtigsten Schöpfung. Vor allem gilt es ihre Eigengesetzlichkeit zu achten, weshalb es sinnlos ist, oberflächliche Wohllautsforderungen an die deutsche Sprache, die ihrem Wesen nach auf Charakteristik und Kraft gestellt ist, von außen heranzutragen. Die gleiche Gesinnung erkennen wir in der freudigen Anerkennung, die der reichen und lebendigen Fülle der deutschen Mundarten zuteil wird, eine Schätzung, die freilich nicht so weit geht, einem partikularistischen Zerfallen der Einheitssprache das Wort zu reden: die große Wirkung des Ganzen steht über dem eigenbrötlerischen Kultus des Einzelnen. Daher ist es nach seiner Auffassung zu begrüßen, daß sich keine niederdeutsche Schriftsprache ausgebildet hat, sondern „nunmehr alle Deutschen mit gesammelter Kraft einer einzigen Sprache pflegen“. Die Sprache ist ein lebender Organismus, der nur in freiem Wachstum gedeihen kann. Gewaltsame Eingriffe, Mischungen usw. sind widernatürlich und daher verhängnisvoll. Sprachreinheit ist ein erstrebenswertes Ziel, aber auch hier gilt es Gewaltsamkeiten zu vermeiden. Alle Sprachen, solange sie gesund sind, haben einen Naturtrieb, das Fremde von sich abzuhalten, und auf die „edle Natur“ unserer Sprache, die von sich aus das Rechte treffen wird, setzt Grimm größere Hoffnungen als auf die Bestrebungen der Puristen. Das beste Mittel gegen Fremdwörterei ist die Weckung des oft noch schlummernden Stolzes auf unsere eigene Sprache. J. Grimms Liebe zur Muttersprache ist jedoch keineswegs blind. Wer so nachdrücklich gelobt hatte wie er, durfte gelegentlich auch Bedenken laut werden lassen; wer so sehr der Ehre der

deutschen Sprache beflissen war, wem es in dem Maß wie ihm gelang, „einige vormals verkannte Tugenden dieser Sprache . . . aufzudecken und ihr den Rang wieder zu sichern, auf welchen sie unter den übrigen von Rechts wegen Anspruch hat“, der konnte mit unbestechlichem Freimut auch zum Kritiker werden, zumal wenn er es dabei vermochte, die Fehler als Kehrseiten von Vorzügen aufzuweisen.

Da bei Grimm — um das immer wieder zu betonen — die Sprachbetrachtung keinen inselhaft abgegrenzten Bereich bildet, sondern stets aufs engste mit seinem umfassenden Interesse für die Gesamtanliegen des Deutschtums zusammenhängt, konnte es nicht fehlen, daß sich ihm von ihr aus Zugänge zu verschiedenen anderen Gebieten eröffneten, die uns heute besonders am Herzen liegen. Ich denke da vor allem an die Zusammenhänge zwischen Sprache und dem politischen Geschick des Volkes. Auch dafür ist Grimm sehend geworden. Einige Sätze, die das bestätigen, seien zum Schluß dieses Abschnitts angeführt. In seherischer Haltung künden sie stolze Zuversicht in bezug auf die zukünftige Entwicklung der deutschen Sprache und der sie tragenden Volksgemeinschaft; zugleich fassen sie die Aufgaben einer volksbewußten Sprachdeutung und Sprachpflege schön und überzeugend zusammen: „In unsern Tagen, und wer frohlockt nicht darüber? wird lebhaft gefühlt, daß alle übrigen Güter schal seien, wenn ihnen nicht die Freiheit und Größe des Vaterlandes im Hintergrunde liege. Was aber helfen die edelsten Rechte dem, der sie nicht handhaben kann?“ Man ist versucht — und die Parenthese des ersten Satzes gibt uns dazu das Recht — das im folgenden Gesagte nicht nur auf die Entwicklung der Sprache zu beziehen, sondern neben den ausgesprochenen Begriff Sprache immer auch den des Volkstums mitzudenken. So etwa, wenn es von gewissen Sprachmängeln heißt: „dann werden sie wie Flocken zerrieben, wann Deutschland sich selbst erkennend, stolz alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht. Wie es sich mit dieser Sprache im Guten und Schlimmen bisher ange lassen habe, ihr wohnt noch frische und frohe Aussicht bei, daß ihre letzten Gesicke noch lange unerfüllt sind . . .“

V. Wilhelm von Humboldt

Mit Jakob Grimm, der ihm auch durch das Ausgehen von den geistigen Grundlagen der Romantik nahesteht, ist W. von Humboldt vor allem dadurch verbunden, daß die von ihnen beiden erstrebten und verwirklichten Formen der Sprachbetrachtung Anfang und Höhepunkt in sich vereinigen; sodann aber durch den Umstand, daß ihrer beider Werk bei aller sonstigen Verschiedenheit von deutscher Wissenschaftsgesinnung einheitstiftend durchwaltet ist. Hat jener die vor ihm als geschlossene und systematische Wissenschaft kaum vorhandene Deutschkunde nicht nur eigentlich begründet, sondern zugleich auf einen ersten stolzen Gipfel geführt, so tut Humboldt ein Gleiches für die allgemeine Sprachtheorie, die hohen Flug philosophischer Gedankengänge mit solider vergleichend-sprachwissenschaftlicher Arbeit, einem geradezu künstlerischen Sinn für die innere Form der verschiedensten Sprachen und völkerpsychologischem Scharfblick verbindet. Mit ihm beginnt die moderne Sprachphilosophie: d. h. indem er der allgemeinen Sprachbetrachtung aus seiner Leitidee der Humanität umfassende neue Themen stellt und sie so zu einem wesentlichen Teil der philosophischen Anthropologie macht, indem er ferner die Fragestellungen der modernen kritischen Philosophie auf sie überträgt, erhebt er sie erst zu dem, was wir heute als Sprachphilosophie anzuerkennen geneigt sind. Vorher hatte es außer philosophischer Grammatik (Port Royal), Sprachlogik und einer Erkenntniskritik der Sprache (Bacon und spätere), schließlich Spekulationen über den Sprachursprung nichts gegeben, was als sprachphilosophische Forschungsarbeit zu bezeichnen gewesen wäre. Die im modernen Geist verstandene umfassende Sprachtheorie als philosophische Grundlagenwissenschaft vom Wesen der Sprache und ihren kategorialen Formen im Sinn der letzten typischen Verschiedenheiten ihres Baues, wobei diese „Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“ in ihrem Einfluß auf die geistige Entwicklung der sie sprechenden Völker betrachtet und die Sprache überhaupt zurückgeführt wird auf die elementarsten Auswirkungen des menschlichen Geistes: das ist die Konzeption der Sprachphilosophie, mit der sie durch Humboldt als strenge Forschung und damit als Wissenschaft neu begründet worden ist. Eine so verstandene Sprachphilosophie braucht nicht zu fürchten, durch eine erstarkte und ausgebreitete Tatsachenschaft von der Sprache überflüssig gemacht zu werden; sie behält

auch neben einer solchen ihr unabdingbares Lebensrecht, weil sie eigene Aufgaben bearbeitet: die einer Wissenschafts-, Erkenntnis- und Kategorienlehre der Linguistik sowie einer Weltanschauungslehre der Sprache. Man darf wohl sagen, daß es eine durchaus deutsche Wissenschaftsgesinnung war, die uns diese neue und vertiefte Auffassung der Sprachtheorie geschenkt und damit die gesamte Sprachforschung der Folgezeit aufs nachhaltigste befruchtet hat. Wenn irgendwo mit philosophischem Tiefsinn an das Wunder der Sprache herangetreten wurde, so ist das im Werk Humboldts geschehen; zugleich aber bekundet sich hier äußerste Ehrfurcht vor der Tatsachenarbeit der Sprachwissenschaft. In seiner Akademierede „Über das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung“ gibt er seiner Überzeugung Ausdruck, „daß nichts dem Sprachstudium so empfindlichen Schaden zufügt als allgemeines, auf nicht gehörige Kenntnis gegründetes Raisonement“. Und in seiner großen sprachtheoretischen Schrift „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ bestimmt er die Aufgaben der von ihm geübten Forschung höchst bescheiden so: „der individuell historischen Sprachvergleichung durch vorbereitende Betrachtung den Weg zu bahnen“. Diese vorbereitenden Betrachtungen über die Natur der Sprache und ihre Grundlagen im menschlichen Geist entwickeln aber eine Sprachauffassung von einer Fruchtbarkeit und Tiefe, wie sie bis dahin noch nicht als Gegenstand und Ziel wissenschaftlicher Erforschung aufgestellt worden war. Wenn er in einem frühen Brief an Goethe „die Sprachen als einen Teil der Geschichte des Menschengeschlechts und als das wichtigste Mittel in der Ökonomie der intellektuellen Natur“ ansehen will, wenn er in seiner „Ankündigung einer Schrift über die Vaskische Sprache und Nation usw.“, die Meinung ausspricht, die Sprachen seien Niederschlag und Symbol des Geistes der Völker, „da der Unterschied der Nationen sich am bestimmtesten und reinsten in ihren Sprachen ausdrückt“, so ist damit das Ziel seiner Lebensarbeit umrissen. Seine Lehre vom Wesen, Leben, Wirken und den typischen Bauformen der Sprache zielt auf vertiefte Erfassung des menschlichen Geistes ab, dem sich Humboldt von seiner eigentümlichsten und wichtigsten Schöpfung her nähern will. Er lehrt die Wesenseinheit der Sprache mit dem menschlichen Geist und zieht daraus die nötigen wissenschaftstheoretischen Folgerungen. Das vergleichende Sprachstudium soll „zu sicheren und

bedeutenden Aufschlüssen über Sprache, Völkerentwicklung und Menschenbildung führen“; seine „Untersuchung des Organismus der Sprachen“ geht auf „ihre Angemessenheit zur Erreichung der Zwecke der Menschheit“. An anderer Stelle heißt es: „Die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues aufzusuchen, sie in ihrer wesentlichen Beschaffenheit zu schildern, die scheinbar unendliche Mannigfaltigkeit von richtig gewählten Standpunkten aus auf eine einfachere Weise zu ordnen, den Quellen jener Verschiedenheit und vor allem ihrem Einfluß auf die Denkkraft, Empfindung und Sinnesart der Sprechenden nachzugehen und durch alle Umwandlungen der Geschichte hindurch dem Gange der geistigen Entwicklung der Menschheit an der Hand der tief in dieselbe verschlungenen und sie von Stufe zu Stufe begleitenden Sprache zu folgen, ist das wichtige und viel umfassende Geschäft der allgemeinen Sprachkunde“. Im Mittelpunkt seiner Sprachbetrachtung steht der sprechende Mensch; die Sprache ist wesenseins mit dem menschlichen Geist, und mit einer Untersuchung „des feinen und nie völlig zu begreifenden Wechselverhältnisses des Ausdrucks und des Gedankens“ bereitet die Sprachtheorie eine „der wichtigsten Untersuchungen der Menschengeschichte vor“. Die Sprache ist tief in die geistige Entwicklung der Menschheit verschlungen; der jedesmalige Kulturzustand einer Nation ist aus der Sprache abzulesen. Damit der Forscher dieser Dinge habhaft zu werden vermag, hat er eine Reihe von Vorbedingungen zu erfüllen. Sprachphilosophische Erörterungen werden nur dann fruchtbar, wenn ihnen „eine richtige und würdige Ansicht der Sprache, der Tiefe ihres Ursprungs und der Weite ihres Umfangs zum Grunde gelegt wird“. Um eine solche vertiefte und zulängliche Sprachansicht bemüht sich Humboldt von seinen Anfängen an, und man kann wohl sagen, daß er mit seiner Auffassung, die wir als eigenartig deutsch für die hier betrachtete Art der Sprachdeutung in Anspruch nehmen dürfen, weit über das hinauskommt, was etwa die Aufklärung in dieser Hinsicht zu bieten hatte. Hier knüpft Humboldt an Herder an, von dem er zweifellos gelernt hat; aber wichtiger als die unmittelbaren Einflüsse und Abhängigkeiten ist das Hindurchgehen gewisser Grundgedanken, die Leitmotive einer deutschen Sprachbetrachtung sind, durch die Schriften beider. In Humboldts Werk vollendet sich die schon bei Herder angebaute Verlebendigung und Dynamisierung der Sprachauffassung, die in der Sprache nichts ruhend Starres, sondern ein in stetem und lebendigem

Werden und Neuentstehen Begriffenes, ein unablässig sich Entwickelndes sieht. Wie schon Herder in seiner Polemik gegen Condillac das „Ding Sprache“ abgelehnt hatte, so sieht auch Humboldt in der Sprache kein totes Mittel oder Erzeugnis, kein ruhendes Ding, sondern etwas in jedem Augenblick Werdendes, Entstehendes, eine fortwährende tätige Erzeugung. Ihrem Wesen und Ursprung wird man nur gerecht, wenn man sie nicht als gegebenes Mittel, sondern als geistige Tätigkeit auffaßt. Zwei Hauptgedanken werden dabei wichtig: die Sprache ist kein fertig daliegendes System unwandelbarer Zeichen, kein *ergon*, sondern eine lebendige Tätigkeit des Gedankenausdrucks, die die vorliegenden Zeichenbestände jedesmal in schöpferischer Weise neu erzeugt und verwirklicht, eine lebendige *energeia* also. Zum zweiten ist die Sprache kein Werkzeug, kein passives Mittel, das sich geduldig in jeder gewünschten Weise brauchen ließe, sondern eine aktive Macht, die auf die Bildung unserer Gedanken Einfluß zu gewinnen vermag; Lebensraum für geistige Schöpfungen und letzten Endes eine vorgeformte Weltansicht. Sprache ist die Weltanschauung der sie Sprechenden, hinter ihr stehenden Volksgemeinschaft. Die Sprachen sind nicht eigentlich Mittel, „die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansicht selbst“. Die Sprache ist ein Mittel, das den Menschen das Zusammenhandeln in der Gemeinschaft ermöglicht, aber sie ist keineswegs bloß das. Sie ist eine Weltansicht und damit ein Organ des Denkens und aller geistigen Tätigkeit überhaupt. Sie ist jene Zwischenwelt, die zwischen den Menschen und die äußere Wirklichkeit tritt und es ihm ermöglicht, „die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten“. Stets von neuem führt Humboldt diesen Hauptgedanken seiner Sprachphilosophie vor; in verschiedenen Wendungen und Weiterführungen werden von ihm aus neue Erkenntnisse gewonnen. Die Sprache ist „kein bloßes Verständigungsmittel, sondern der Abdruck des Geistes und der Weltansicht des Redenden“, der dieses Besitzes aber nicht als Einzelner, sondern als Glied einer völkischen Gemeinschaft teilhaft wird. In immer neuen Ansätzen sucht, nachdem bereits sein Akademievortrag „Über das vergleichende Sprachstudium usw.“ die entscheidenden Gedanken mit allem Nachdruck ausgesprochen hatte, seine sprachphilosophische Hauptschrift die Überzeugung auszudrücken, „daß die Sprache nicht

bloß ein Austauschmittel zu gegenseitigem Verständnis, sondern eine wahre Welt ist, welche der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen muß“.

Sprache ist Weltansicht, aber nicht die des Individuums, sondern — wie schon gesagt — die einer nationalen Gemeinschaft. In der Sprache und ihrer Struktur ist die „nationale Geistesart“ zu schöpferischem Ausdruck gediehen. Da jede Sprache ein Werk des Nationalcharakters ist, läßt sich von ihr auf diesen zurückschließen. Dergleichen Deutungen vorzunehmen, ist Aufgabe einer richtig verstandenen Sprachwissenschaft. „Das vergleichende Sprachstudium, die genaue Ergründung der Mannigfaltigkeit, in welcher zahllose Völker dieselbe in sie, als Menschen, gelegte Aufgabe der Sprachbildung lösen, verliert alles höhere Interesse, wenn sie sich nicht an den Punkt anschließt, in welchem die Sprache mit der Gestaltung der nationalen Geisteskraft zusammenhängt“. Über das Verhältnis des Einzelnen zur völkischen Gemeinschaft wird Ausgezeichnetes und für die damalige Zeit völlig Neues gesagt; in dem Abschnitt über das Zusammenwirken der Individuen und Nationen vermag Humboldt die leitenden Grundgedanken der Völkerpsychologie zu entwerfen, die mit allem wesentlichen somit als deutsche Schöpfung betrachtet werden muß. Jede bedeutende Geistestätigkeit des Individuums gehört auch der ihn umgebenden Gemeinschaft an. „Das Dasein der Sprachen beweist, daß es auch geistige Schöpfungen gibt, welche ganz und gar nicht von einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, sondern nur aus der gleichzeitigen Selbsttätigkeit Aller hervorberechen können. In den Sprachen also sind, da dieselben immer eine nationale Form haben, Nationen als solche, eigentlich und unmittelbar schöpferisch.“ Die Sprache ist die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; „ihre Sprache ist Geist und ihr Geist ist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken“. Der Bau der Sprachen im Menschengeschlecht ist darum und insofern verschieden, „weil und als es die Geistes Eigentümlichkeit der Nationen selbst ist“. Der Begriff der Nation wird durch Heranziehen der Sprache bestimmt, doch vermag Humboldt auch bereits den davon verschiedenen Wirkungs- und Ursachenkreis der Abstammung zur Geltung zu bringen. Auch sonst fehlt es gerade in dieser Hinsicht bei Humboldt nicht an modern anmutenden Einsichten. Die bereits im 18. Jahrhundert mehrfach ausgesprochene Ansicht, Völker und Sprachen seien Produkte des Klimas und der geographischen Beschaffen-

heit ihrer Umwelt, wird von ihm bedeutsam ergänzt und weitergebildet. Ebenso wendet er sich gegen oberflächliche Milieuthorien und bringt ihnen gegenüber die Kräfte des Blutes und der Abstammung zur Geltung, wenngleich erst in Form ahnender Andeutungen. Man pflegt darauf hinzuweisen, daß Kinder jedes Volkes jede fremde Sprache mühelos erwerben, wenn sie früh genug unter die andere Sprachgemeinschaft versetzt werden. Aus dieser Tatsache glaubt man folgern zu können, „daß die Sprache bloß ein Wiedergeben des Gehörten ist und ohne Rücksicht auf Einheit oder Verschiedenheit des Wesens allein vom geselligen Umgang abhängt. Man hat aber schwerlich in Fällen dieser Art mit hinlänglicher Genauigkeit bemerken können, mit welcher Schwierigkeit die Stammanlage hat überwunden werden müssen und wie sie doch vielleicht in den feinsten Nuancen unbesiegt zurückgeblieben ist“. Die Sprache ist eben niemals ein bloßes Verständigungssystem, deren man sich beliebig viele in beliebiger Vollkommenheit aneignen kann, sondern etwas, was mit der innersten Natur des Menschen zusammenhängt und weiterhin notwendig auf der Gesamtkraft des Menschen beruht, weshalb es sich in Erwerb und Handhabung jeder Beliebigkeit entzieht. Dergleichen gilt höchstens für die Notbehelfssprachen, wie etwa die Lingua franca an den Küsten des Mittelmeers; derartige Minimum- und Reduktionssprachen sind tatsächlich bloße Verständigungsmittel im Dienst der Bedürfnisse des Alltags, keine lebendigen Organismen, keine durch eine bestimmte nationale Geistigkeit geformten Weltansichten. Sie ermangeln des eigenen Gepräges und der inneren Form.

Damit sind wir bei einem Hauptbegriff der Humboldtschen Sprachtheorie, der zugleich ein typisch deutsches Denkgebilde darstellt. Was ist die innere Form einer Sprache? Nun zunächst einmal etwas, was sich von der äußeren Sprachform, dem Lautbestand und der Schallmasse, kennzeichnend abhebt; ist die in jeder Sprache verschiedene kennzeichnende Art, sich der Welt auswählend und formend in bestimmten begrifflichen Bildungen zu bemächtigen, ist das Baugesetz ihres Begriffs- und Bilderbestandes, d. h. die Weise, wie eine bestimmte Sprache die Gegebenheiten der Welt in ihren Worten widerspiegelt. Die Sprache „stellt niemals die Gegenstände, sondern immer die durch den Geist in der Spracherzeugung selbsttätig von ihnen gebildeten Begriffe dar“: in der Art dieses Bedeutungsaufbaues bewährt sie ihre innere Form. Die von Humboldt geübte Sprachcharakteristik, die die einzelnen Sprachen als nationale Kunstwerke

betrachtet, verwendet diese innere Sprachtendenz als fruchtbares Kennzeichnungsmoment. Für diese Sprachcharakteristik, die als höchstes Ziel einer in vertieftem Sinn zu betreibenden Sprachvergleichung zu gelten hat, stellt Humboldt ein neues Forderungsprogramm auf, in welchem deutsche Gründlichkeit und Kritik zu Worte kommt. Es genügt nicht, den Lautbestand bestimmter Sprachen auf größeren oder geringeren Wohlklang hin anzusehen oder einige herausgerissene Wörter nebeneinander zu halten; vielmehr müssen die Baugesetze dieser Sprachen sowie ihre Art, an die Weltgegebenheiten heranzutreten, einer vergleichenden Betrachtung unterzogen werden. Nur unter solchen methodischen Voraussetzungen wird der Wesenszusammenhang zwischen Geistesart und Sprachbau der verschiedenen Völker faßbar, und nur einer derart vertieften Form der Sprachbetrachtung kann es gelingen, die Sprache als totalen Stilsausdruck des Nationalcharakters und -geistes zu erleben. Denn auch das läßt sich bei Humboldt immer wieder beobachten: nicht auf Breite, sondern auf Tiefe der Sprachbetrachtung kommt es ihm an. Mehr als ein anderer hat er exotische und primitive Sprachen herangezogen, aber das immer nur getan, um über das Wesen der Sprache und damit auch über die eigene zur Klarheit zu kommen. Wichtiger als die doch niemals zur Vollständigkeit gelangende Extensität des herangezogenen Materials ist ihm die intensive und gründliche Kenntnis einer oder weniger Sprachen.

Es ließe sich noch viel über den Humboldts Sprachbetrachtung durchwaltenden deutschen Denkstil sagen, der in verschiedenen Konzeptionen zum Ausdruck kommt: etwa dem in vertieftem Sinn gefaßten, ins Geistige gewendeten Artikulationsbegriff, in seiner Ganzheitseinstellung, für die das Ganze der Rede vor den Teilen steht, in seiner dynamischen Sprachauffassung, für welche die Sprache die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes ist, „den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen“. Hier sei zum Schluß nur nochmals festgestellt, daß wir ihm eine Sprachauffassung verdanken, deren Tiefe noch in keiner Weise übertroffen worden ist. Eine kurze vergleichende Gegenüberstellung mag das erhellen. Für die Sprachauffassung des amerikanischen Behaviorismus, die auf die gesamte außerdeutsche Sprachtheorie unserer Tage wesentlichen Einfluß gewonnen hat, ist die Sprache nichts anderes als das Werkzeug, durch welches menschliche Zusammenarbeit ermöglicht wird. Dieser Organonfunktion der Sprache ist auch Humboldt voll gerecht ge-

worden; darüber hinaus hat er aber gesehen, daß die Sprache noch weit mehr ist und leistet. Hierher gehört alles das, was er über sie als den Lebensraum der gesamten Geistestätigkeit, als Medium aller menschlichen Kultur, als die zwischen den Menschen und die Wirklichkeit gestellte, deren Bewältigung erst ermöglichende Zwischenwelt gesagt hat. In der Tiefe dieses Sprachbegriffes sehen wir eine Tat, die wir für die deutsche Sprachdeutung in Anspruch nehmen dürfen.

Damit sind wir an das Ende unserer kurzen Betrachtung gelangt und bleiben uns dessen bewußt, daß aus der reichen Fülle der Leistungen, die hier zu erwähnen gewesen wären, nur einiges herausgegriffen wurde. Indes glauben wir für die zu Beginn aufgezählten Zielsetzungen einige typische und vielbesagende Beispiele beigebracht und auf diese Weise auch den Richtungssinn späterer Forschungsarbeit ähnlicher Einstellung aufgewiesen zu haben. Wenn in unseren Tagen der Zusammenhang von volkstumsmäßiger Eigenart und Sprache hingebende Bearbeitung erfährt, wenn man das Amt der Sprache bei der Volkwerdung sowie den Anteil der Sprache an dem einheitlichen Seelentum und der einheitlichen Geistigkeit des deutschen Volks darzulegen bemüht ist, so wird mit solchen Untersuchungen nur weitergeführt, was durch die Sprachdeutung Herders, der Romantik, Grimms und Humboldts bereits begonnen worden ist. Dort wird der schicksalhafte Zusammenhang zwischen deutscher Sprache und deutscher Volkheit aufgewiesen und der bildende Wert einer auf solche Schau verpflichteten Sprachbetrachtung ausdrücklich ausgesprochen. Hier gestaltet sich die Auffassung heraus, daß Sprache niemals ein gleichgültiges, durch Zufallskonventionen entstandenes Zeichensystem, sondern ein organischer Ausdruck volkhafter Geistigkeit und die vorgeformte Weltanschauung einer Volksgemeinschaft ist. In der deutschen Sprache sind die volkhaften Kräfte der deutschen Bluts- und Schicksalsgemeinschaft lebendig und wirksam. Diese Zusammenhänge stets von neuem bewußt zu machen und damit mitzuarbeiten an der Weckung und Stärkung des völkischen Selbstbewußtseins ist Aufgabe und Pflicht jeder deutschen Sprachdeutung.